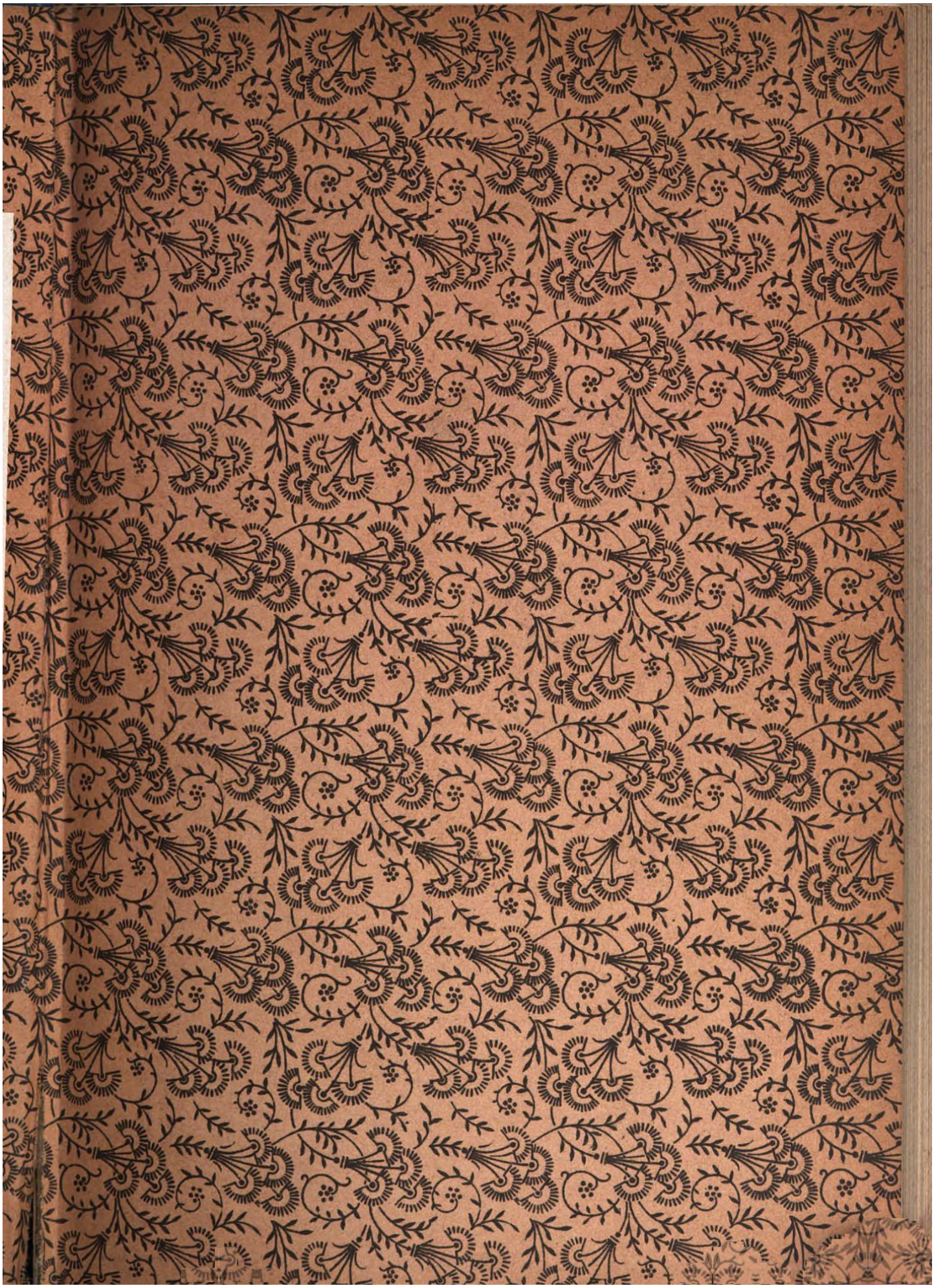
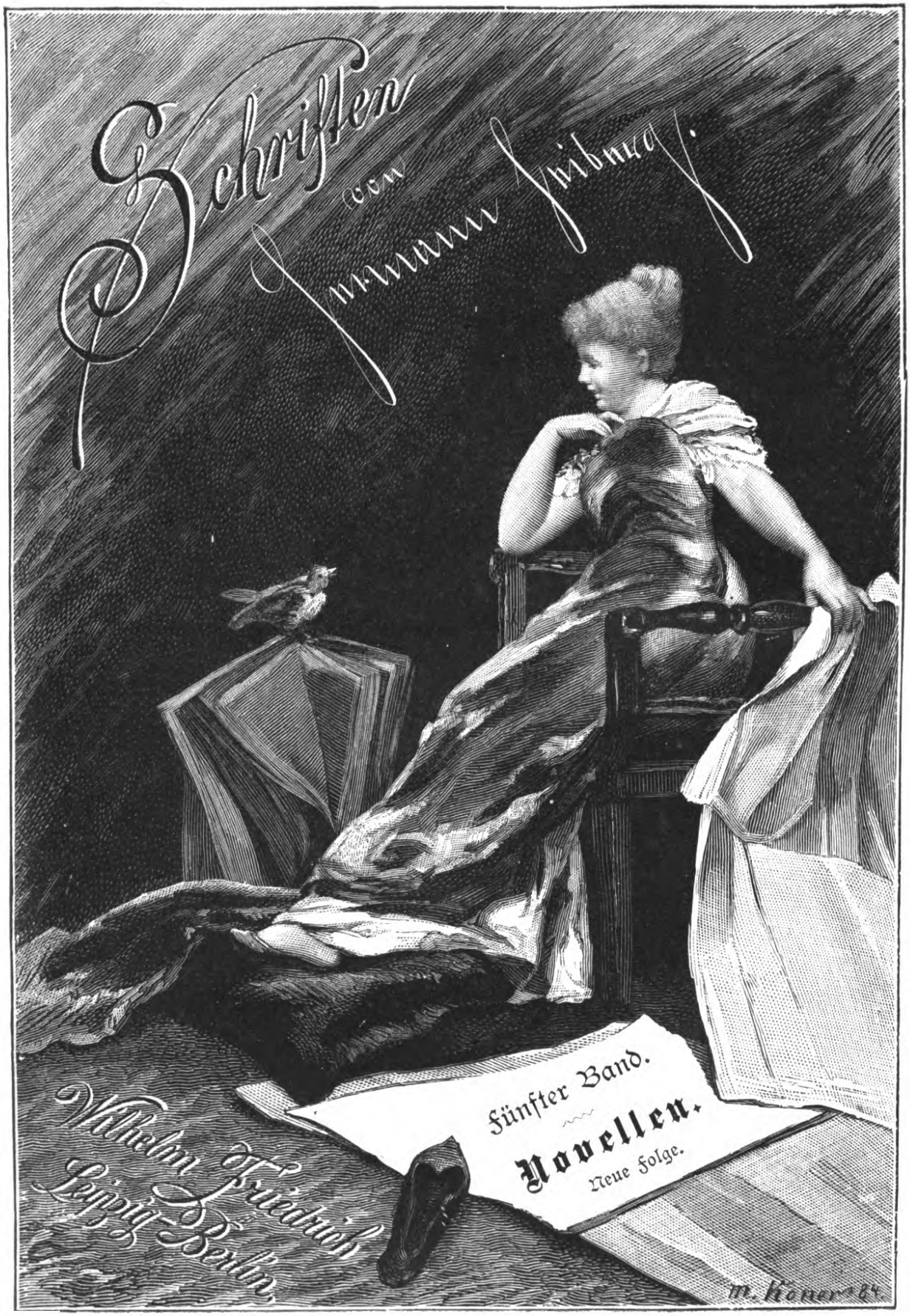
UC-NRLF
B 3 149 091

Heiberg Novellen

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872 H465 v.5




Schriften
von
Fünfter Band.
Novellen.
Neue Folge.
Wilhelm Friedrich
Leipzig-Berlin.
M. Köner 84.

Novellen

von

Hermann Heiberg.

Neue Folge.

Leipzig,

Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.

Frau Generalkonsul Bertha Schubert

in

Hamburg

freundschaftlich zugeeignet

vom

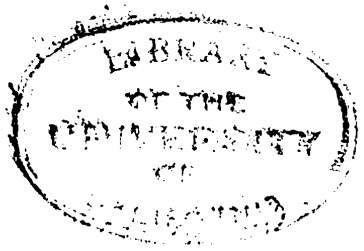
Verfasser.

208018

Inhalt.

	Seite
Mutje Laßen	1
Frau Eva	31
Von plattdeutſcher Erde	39
Eine Geſchichte. (Vier Briefe.)	59
Zwei Sterne	73
Gabriele	81
Stute Lotte	97
Liſette	109
Die Bildts	117
Knabenſtreiche	191
Vorwärts! Henry!	217
Sturmfluth	231

Mutje Laßen.



Es giebt einen Sonnenschein, durch den Alles, was von seinen Strahlen berührt wird, ein neues Dasein zu erhalten scheint.

Es ist nicht der zudringlich den Tagesdienst versehende Sonnenschein, der sich ermüdend auf unseren Körper legt, ihn erschlafft, und unseren Geist ein bedrängtes Ach! ausstoßen läßt, nein, jener unvergleichliche Himmelsbote, der nach einer kühlen Nacht, in welcher die Nachtigallen so süß-boshaft singen, den frischen Morgen mit seinem durchsichtig hellen Lichte durchdringt und sagt:

„Heute bin ich zum Malen und Vergolden aufgelegt! Nun schaut auf!“

Ah! Diese Verwandlungsfähigkeit! Da ist ein eisernes Stacket, das sonst aussieht, als ob es sich altersschwach nach Ruhe sehnt und gähnend die Tage über sich hinwegfliegen läßt, nun aber lauter goldene Spitzen und Ecken erhält.

Wo die Zeit die Farbe abgewaschen, gerade da weiß die Sonne ihren goldenen Brennpunkt zu finden, und den mittelsten Knopf auf einer

Seemannsweste hat sie ausersehen und verwandelt ihn in ein kleines, strahlendes Ebenbild. Das Stückchen einer zerbrochenen Spiegelscheibe, das auf dem Kieswege liegt, wird zu brennendem Silber, und auf einem kupfernen Kessel, der an einem Küchenausgang zum Trocknen aufgestellt ist, eröffnet sie ein ganzes Feuerwerk.

Sie legt sich liebkosend auch auf den Fluß und seine Ufer. Gerade an der Schiffbrücke des kleinen Städtchens hat sie mit einem wahren Zauberpinsel gewirthschaftet. Der Brückenvogt hat eine Uhrkette, die ihm etwas lang über den rundlichen Bauch hängt. Er sitzt vor seinem Fünffenster-Häuschen — heute ist erster Pfingstfeiertag — auf einer grüngestrichenen Bank und raucht aus einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife. — Hier hat die Sonne nun auch, gleich einem suchenden Künstler, gute Objekte gefunden. Da ist zuerst die Uhrkette, dann der schmale Silberbeschlag, und — nicht zu vergessen — der Rauch aus der Pfeife. Merkwürdig, wenn dieser sich aus dem Pfeifenkopf herausringelt, ist er bläulich; sowie ihn aber die Sonne packt, wird's eine schneeweiße Säule, welche die Luft würzt. Wie dieses Atom aus einer Pfeife gut duften kann!

Etwas weiter drüben ist ein rohgezimmerter,

verschlossener Schuppen mit einem kleinen staubbehangenen Fenster. Vor einigen Tagen wurden die Außenwände gerade getheert; man gab ihnen zum Fest ein neues Kleid. Das einzige Fenster ist blind, wohl dreißig, vierzig Jahre alt, und in der Farbe grünroth, blau verschwommen, wie stehendes Wasser in einer fettigen Pfütze. Alles zusammen eigentlich ein altes Gerumpel, nicht des Anstreichens werth.

Aber nun kommt die Sonne! Der Theeranstrich mit allen seinen Ungleichheiten hat mit einmal lauter glitzernde, silberne Buckeln. Ein hellerer Streifen, mehr bräunlich, als schwarz in der Farbe, erscheint wie mit Silber durchwirkt! Und das Fensterchen! Es brennt in rothem, grünblauem, lillaverschmolzenem Gold, und an einer Stelle sprüht es. Man sieht die hinausschießenden Strahlen, es scheint ein knisterndes Feuer, das sich nicht zur Flamme emporzuschlagen getraut.

Und abgehauene Baumstämme, eine schrägträumende Badekarre mit drei Füßen, See- und Theergeruch, Masten eines kleinen Kutters mit aufgewundenen Leinensegeln, glitzernder Sand, ungewandte, zum Trocknen ausgelegte Böte, aufgeschichtete Kalksteine, die in innerer Gluth, weiß zu brennen scheinen!

Und der Fluß selbst im wundervollsten Blau, als ob er über Metall sanft dahinfließe, ja, denn mitunter taucht ein breiter, hart glitzernder Silberstreifen auf. Und zwei in allerlei lebhaften Farben angestrichene Schoonerbriggs, aus ihrem Verdeck wirbelnden Rauch emporsendend. Man steht weit ab, vermeint aber scharfen Torfgeruch zu spüren.

Dazu von der Strandbucht her langsames, sanftes Plätschern des Wassers, das klingt, als ob's verstecktes Lachen sei.

Zur Linken schließen kleine, schmucke Häuschen, aus deren Fenstern überall Blumen hervorschauen, den Schiffbrückenplatz ein. Geradaus zur Rechten, befinden sich die Abladeplätze. Im Hafen, nah dem Ufer, wimpeln eine Anzahl Schiffchen. Draußen liegen, ungleich vertheilt, gut geankert, andere, welche ihre Ladungen gelöscht haben und auf Frachten warten. Zu diesen gehören auch diejenigen, aus denen der Rauch emporwirbelt, und beide sind Eigenthum eines wohlhabenden Rheders, der im Jahre unzählige Male mit Frachten Strom auf- und abwärts segelt.

Auf Schiff „Sophie" hat der Schiffseigner seine Tochter bei sich an Bord. Er heißt Laßen und sie heißt Mutje.

Auf Schiff „Nelson" (es führt den stattlichen

Namen Nelson) befindet sich ein Steuermann Namens Dänhardt, der mit Vornamen Bleik heißt. Bleik ist auf dem Nelson Alles in Allem, Capitain und Steuermann zugleich.

Mutje ist mitgesegelt, weil sie eine Verwandte besuchen will, eine Tante ihres Bräutigams, der als Capitain auf einer großen Hamburger Bark nach China unterwegs ist. Seit sechs Monaten hat sie keine Nachrichten von ihm. Jetzt wartet ihr Vater auf Fracht; es ist ein unfreiwilliges Warten.

Ebenso geht's Bleik, der jetzt zum letzten Mal für seinen Rheder fahren will. Bleik ist ein hübscher Mensch mit dunkler Gesichtsfarbe. Die Backenknochen treten etwas scharf hervor, aber es drückt sich Energie in seinen Zügen aus, und der Mangel an Fülle verleiht dem Antlitz etwas Intelligentes.

Mutje ist ein finsteres, einsilbiges, aber schönes Mädchen mit dunklen Augen.

Gegen neun Uhr stößt ein Boot von der Sophie ab. Der Schiffsjunge soll die beim Brückenvogt abgegebenen Briefe holen. Bleik steht in Hemdärmeln, eine kleine Pfeife im Munde, am Bugspriet und ruft: „Bring se mi ok för Nelson mit! Hannes is nich an Bord." —

Der Schiffsjunge nickt, und durch die blaue Fluth schießt das Boot an's jenseitige Ufer.

Mutje ist auf's Verdeck getreten und geht gedankenvoll auf und ab. Als sie Bleik sieht, grüßt sie mit ihrem steifen Nicken, und er erwidert's, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. Sie setzt sich zuletzt an den Hauptmast, wo eine kleine rothbemalte Kiste steht und guckt gedankenvoll über den Strom. Der Alte ist nicht sichtbar, er sitzt drunten in der Kajüte und liest in der Bibel.

Als der Junge nicht zurückkehrt — Bleik hat ihn zum Brückenvogt in's Haus gehen sehen — tritt er ganz nahe an die Brüstung des Schiffes, stützt die Arme, guckt unverwandt zu Mutje hinüber, und ruft endlich in ungelenkem Hochdeutsch:

„Haben Sie noch immer keinen Brief von Capitain Stabenow, Fräulein Laßen?"

So heißt Mutjes Verlobter. Sie schüttelt den Kopf.

„Das ist ja auffallend."

„Wohl ist es auffallend. — Aber Vater meint, es könnte ein Brief verloren gegangen sein —?"

Sie sagt das fragend; es liegt in dem Ton eine leise Aufforderung, daß auch Bleik sich dieser

Auffassung anschließen möge. Aber er erwidert nichts.

Alles liegt im Sonnenschein; eine entzückende Welt ringsumher, ein Tag ist's, wie geschaffen, um sich des Daseins zu freuen, aber dem Mädchen ist zu Muthe, als ob Alles Nacht um sie wäre.

„Wie lange ist Capitain Stabenow eigentlich schon von Hamburg ab?" nimmt Bleik noch einmal das Wort und berührt das, was das Mädchen grade in diesem Augenblick ausschließlich beschäftigt. Sie hört nicht, oder sie hört vielleicht, aber sie antwortet nicht und starrt vor sich hin.

Einige kleine Böte segeln vorbei, die Luft trägt das Sprechen der Insassen deutlich herüber. Vom Dom des Städtchens erklingen die Kirchenglocken und tönen feierlich über das Wasser.

Eine Möve mit schneeweißen Flügeln fliegt tief und setzt sich mitten in einen glitzernden Wasserstreifen, um sich ebenso rasch wieder zu erheben. Die Augen werden geblendet, wenn man hinüberschaut. Mutje sieht und hört noch immer nichts, aber Bleik nimmt die Eindrücke in sich auf und geräth in eine sonntäglich-weiche Stimmung. Er denkt zurück an seine Knabenjahre, an die Zeit, wo seine Eltern noch lebten, die er früh verlor

und wodurch Alles in seinem Leben eine andere Richtung nahm.

Sein Vater, der Lehrer an einer Bürgerschule war, wollte ihn studiren lassen und gab ihm eine gute Erziehung. Als er plötzlich dahinging, sorgte sich seine Mutter mit aller Aufopferung für ihn, bis sie dasselbe Schicksal erreichte. Nun gab der Vormund nach, und Bleik ging, einer bisher unterdrückten Neigung folgend, zur See. Nachdem er auf Hamburger Schiffen gefahren und sich draußen die Welt angesehen hatte, verheuerte er sich als Steuermann bei Laßen, bei dem er nun schon eine längere Reihe von Jahren eine Vertrauensstellung einnahm.

Aber so freundschaftlich er mit dem Alten verkehrte, so fremd war er Mutje geblieben. Das Mädchen stand gleichsam über den gewöhnlichen Menschen; sie hatte schon als Kind etwas Vornehm-kaltes und schien nicht in den Kreis hineinzugehören. Mit Bleik war sie höflich, aber nie warm, und wenn er einmal den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, hatte sie sich nicht scheu, sondern mit dem Zeichen überlegter Absichtlichkeit zurückgezogen.

Während sie Beide, in Gedanken verloren, vor sich hinträumten, stieß das kleine Boot bei der Sophie an.

„För Se is niks da!“ rief Peter, der Schiffsjunge.

„Ok för Mutje nich?“ wollte Bleik fragen, aber er unterdrückte die Worte.

Das Mädchen war rasch aufgesprungen, als sie die Stimme hörte, und eilte Peter entgegen, der zwei Briefe emporhielt.

Bleik horchte gespannt hinüber, aber er konnte nicht verstehen, welche Frage sie an ihn richtete, und was der Junge antwortete.

„Haben Sie einen Brief von Stabenow erhalten?“ wollte er nun ihr theilnehmend hinüberrufen. Aber in demselben Augenblick nickte sie ihm schon unaufgefordert zu und bewegte einen Brief zwischen den Fingern hin und her, als ob sie sagen wollte: „Ja! endlich ist er da.“ Dann verschwand sie von dem Verdeck.

Nach wenigen Minuten glaubte Bleik einen Schrei aus der Kajüte herausdringen zu hören. Nein, es war wohl nichts. Den ganzen Morgen wartete er, daß Mutje sich zeigen werde. War er doch stets voll Theilnahme für Alles gewesen, was sie betraf, und seit einigen Wochen mehr als je. Aber sie kam nicht, und auch der Alte ließ sich nicht sehen.

Und so blieb's, bis es Mittag wurde, und

Bleik sich zum Brückenvogt hinüber rudern ließ. Von dort ging er in die Stadt, um den Pfingsttag zu feiern.

Als er in der Nacht zurückkehrte und mit langsamen Schlägen an den Nelson ruderte, — es war so still ringsum, daß das geringste Geräusch wie eine Störung, ja, wie etwas Unheiliges in diesem sanften Traumleben erschien — schaute er zur Sophie hinüber, und seine Gedanken beschäftigten sich mit Mutje. Seltsam, den ganzen Tag ließ ihn der Gedanke nicht, daß drüben etwas Besonderes, nichts Gutes, sich ereignet habe. Er hielt an und ließ das laue Wasser am Kiele spielen. Die sanfte Strömung trieb das Boot allmählich näher an die Sophie. Er lauschte. — Nichts. Er schaute hinauf; über ihm leuchteten die Sterne. In dieser Nacht erschien der Himmel dem Auge unbegrenzt. Immer neue flimmernde Punkte entdeckte er, je länger er zur Himmelswölbung emporschaute; die beiden Schiffe aber lagen in dem Dunkeln vor ihm wie finstere Kolosse.

Da plötzlich ertönte Weinen und Schluchzen durch die stille Nacht. Herzzerbrechend klang's von der Sophie herüber. Bleik wagte sich nicht zu rühren. Er hätte dem Wasser, das um den

Kiel spielte, Schweigen gebieten mögen; zuletzt saß er mit angehaltenem Athem und lauschte.

Als er endlich sachte an den Nelson zurückruderte, verstummten auch die Klagen. Es war ihm aber, als ob er Mutje auf der Erde hätte liegen sehen, todbleich, die Hände in's Haar vergraben. Noch eine Weile horchte er gespannt, dann suchte er sein Lager auf und schlief, von seinen Gedanken erlöst, in später Stunde ein.

Und wie der erste, lag auch der zweite Pfingsttag umflossen von Goldströmen, die vom Himmel drangen. Welch ein reizvolles Bild ringsum, als Bleik am Morgen auf's Verdeck trat und seine Blicke umherschweifen ließ!

Aber nichts vom alten Laßen und nichts von Mutje.

Bleik blieb eine Weile auf Deck und schaute hinüber. Dann ließ er sich wiederum an's Ufer rudern und setzte sich neben den Brückenvogt auf die Bank.

„De Ol wär hüt Morgen all fröh to gang, he is in de Stadt." — sagte dieser auf Bleiks Frage. — „Ja, mi dücht, ick hev wat hört, dat de Brüdigam schrewen hett."

Für den Nelson war ein Brief eingelaufen; er betraf die Fracht. Am folgenden Tage mußte

Bleik an der Brücke zum Einladen anlegen, und für die Sophie stand dasselbe bevor. Auch heute hatte Bleik eine Einladung in die Stadt und ging, — da er Alles drüben angeordnet hatte — nicht wieder auf's Schiff zurück.

Und wie an dem gestrigen, kehrte er auch an diesem Tage erst spät in der Nacht an den Nelson zurück. Er holte mit den Rudern rasch und weit aus, mußte aber, da es sehr dunkel war, und er mit dem Auge nichts zu erkennen vermochte, dem Boote eine willkürliche Richtung geben.

Aus dem Wasser stieg's kühl empor und ein scharfer Geruch von Seetang würzte die Luft. Einmal hielt er inne, um sich zurecht zu finden. Es konnte nicht mehr weit sein. In demselben Augenblicke tauchte eine Boot neben ihm auf, er hörte es an dem Plätschern des Wassers am Steven, und fast wären die Fahrzeuge zusammen gestoßen.

„Aufgepaßt! Wer ist da?" rief Bleik.

Keine Antwort.

Er schlug das Ruder linksseitig ein und hielt von dem andern Fahrzeuge ab. Aber die Bootseiten fuhren doch hart und knarrend an einander, und eine leise, unsichere Stimme sagte auf seine abermalige Frage:

„Ich bin's! Mutje! Nehmen Sie mich in's Schlepptau, Bleik, ich hab' das Ruder verloren."

Er beugte sich vornüber, zog ihr Fahrzeug an das seinige, stieß es rückwärts, griff dann an's Kielende und sagte:

„Sei'n Sie so gut und reichen Sie mir die Kette."

Aber es erfolgte nichts. Die Boote schwankten hin und her, und nur mit äußerster Anstrengung gelang es Bleik, sie zu befestigen.

Einen Augenblick besann er sich, ob er, ohne Weiteres zu fragen; die Ruder einsetzen solle, aber da nebenan Alles so still blieb, überfiel ihn eine hastende Angst. Mit raschem Entschluß schwang er sich in Mutjes Boot und tastete sich vorwärts. Er rief sie an. Keine Antwort! Er beugte sich hinab, umfaßte die scheinbar Lebloſe, hob sie empor und stützte sie neben sich auf die Bank. Er horchte nach ihrem Herzschlag und athmete erleichtert auf. Inzwischen erfaßte die Strömung die Boote und trieb sie rasch den Fluß hinab. Aber Bleik achtete darauf nicht. Nur bei Mutje waren seine Gedanken.

Sie schlief. Eine Ohnmacht hatte sie überfallen; dann erfolgte ein kurzes Wiedererwachen und nun abermals eine sanfte Abspannung. So

schien es! Wenn sie die Augen wieder aufschlagen würde, war der Anfall überwunden. So harrte Bleik stille, stumme Zeitspannen aus und wagte sich nicht zu rühren.

Und immer weiter trieben sie von der Sophie und vom Nelson ab. Es war eine Fahrt in's Ungewisse. Wo sie wohl strandeten? Und was war dann?

Endlich fröstelte Bleik, und zugleich legte sich eine schwere Müdigkeit auf seine Augen. Nach dem Schreck und der Aufregung trat auch bei ihm eine seltsame, ihm sonst unbekannte Abspannung ein.

Aber wenn er sich erinnerte, wer so still an seinem Herzen schlief, dann floh doch alle Müdigkeit, und ein unnennbar seliges Gefühl durchströmte seine Brust. War's auch nur einmal, — denn sie war ja die Braut eines Anderen — einmal hatte er die Wonnen genossen, daß diejenige an seinem Herzen ruhte, die er seit Jahren im Stillen geliebt hatte.

Und allmählich überkam ihn das Absonderliche seiner Lage; seine Ehrlichkeit, und sein Pflichtgefühl geboten ihm, zurückzukehren. Sie mußten zurück, jetzt, sogleich!

Er schob Mutje sanft von sich, rüttelte ihren

Körper, erst leise, dann stärker und flüsterte: Mutje! und dann lauter: Mutje! Mutje!

Es klang unheimlich über das Wasser.

Sie regte sich, aber noch immer hielt er sie mit der Rechten umschlungen, wie etwas, an dessen Besitz das Leben hängt.

Endlich löste sich ihre Gestalt aus seinem Arm; er fühlte, daß sie aufrecht dasaß.

Und in der That strich sie sich mit der Hand über die Stirn und sagte wirr und sich vor Frost schüttelnd:

„Bist Du's, Vater?"

„Nein, ich bin es, Bleik. Wir sind auf dem Wasser. Sie sind ohnmächtig geworden. Sie haben lange geschlafen. Wir treiben den Fluß herab. Wir müssen zurück."

Die Kälte schüttelte sie, und ein Schreckensruf entfuhr ihrem Munde.

„Können Sie allein sitzen, sich aufrecht halten? Ich will in's andere Boot springen und die Ruder holen."

„In's andere Boot? Ja, ja, ich entsinne mich," sagte sie, ihre Erinnerungen mühsam sammelnd.

Er fühlte, daß sie seine Hand suchte.

„Wenn's auch besser gewesen wäre, Sie hätten mich nicht gefunden, Dänhardt — niemals kann

ich Ihnen danken, was Sie heute an mir gethan haben!"

„Ach, nichts zu danken. Wenn's Ihnen nur nicht geschadet hat!" rief er in zärtlich-theilnehmendem Tone. „Aber wie ist denn Alles gekommen? Was ist Ihnen zugestoßen?"

Sie sagte anfänglich nichts, aber dann: „Ach, Dänhardt! Wissen Sie nicht, was geschehen ist? Hat Vater es Ihnen nicht erzählt?"

„Nein!"

Sie stöhnte schwer auf. „Sie erfuhren nicht, was in Stabenows Briefe gestanden hat?"

„Nein!"

„Mein Bräutigam —" sie stockte, brach in Weinen aus und schluchzte zuletzt so heftig, daß sie nicht weiter zu sprechen vermochte.

„Was ist denn? O, beruhigen Sie sich!" sagte Bleik sanft. Er beugte sich zu ihr und wagte es, ihre Hand zu fassen, die sie ihm nicht entzog.

„Mit mir und Carl ist es aus."

„Wie, was?"

„Er hat mir abgeschrieben!"

„Abgeschrieben? Stabenow? Der Elende! O, ich wußte es. — Ich habe ihm nie getraut."

„O nein, nein!" fuhr sie heftig auf. „Schelten Sie ihn nicht! Man hat ihn gewiß umgarnt —

da draußen in fremden Ländern. Wer weiß, wie es gekommen ist. O, was leide ich. Es giebt keine Worte, es auszusprechen, was ich seit zwei Tagen erduldet habe."

Mit Staunen und herzlicher Theilnahme hörte Bleik, was aus dieser ihm stets so kalt erschienenen Brust drang. Sie konnte nach solchem Treubruch, nach solcher Vernichtung ihres Lebensglücks noch verzeihen? Wie sehr mußte sie ihn geliebt haben! Ach — und sie war einer solchen tiefen Liebe fähig, während er sie stets für ein kaltes, selbstsüchtiges Geschöpf gehalten hatte. Bewunderung und Qual jagten durch seine Seele.

Und nun gab ein Wort das andere, die Augenblicke schwanden dahin. Sie dachten nicht daran, daß sie den Fluß hinabschwammen, daß die Nacht vorwärts wanderte, daß sie immer weiter, immer weiter von der Sophie sich entfernten, und daß sie doch zurückkehren mußten!

Wie Geschwister saßen sie beisammen und faßten sich die Hände. Bei jedem Wort weinte sie; oft fühlte er das Naß ihrer Augen warm herabtröpfeln.

Und ringsumher schien die Nacht mitzutrauern; es klang wie zorniges Rauschen aus der Tiefe. Lauter plätscherte am Kiel das Wasser, und aus

der Ferne erscholl das heisere und unruhige Geschrei der Möven.

Es werde noch einmal Alles wieder gut werden, die Zeit heile den Schmerz, tröstete er und glaubte selbst nicht, was er sagte. Denn es giebt Seelenleiden, für die noch kein Sterblicher Worte der Aufrichtung zu finden vermochte, und bei denen selbst der gläubigste Mensch in den Trostworten der Religion nur einen leeren Schall zu erkennen vermeint.

Sie lächelte bitter und sagte hart und abstoßend:

„Noch einmal gut werden? Niemals! Es giebt nur eins! Nicht mehr leben auf der Welt. Das ist das einzige! Was soll ich noch hier? Alles ist aus, und niemals, niemals kann ich wieder froh werden. Nur wenn ich an meinen armen, alten Vater denke, schneidet mir's in's Herz. Wäre der nicht, ich hätte schon —"

„O Mutje, Mutje!" rief der Mann, im Schmerz der Zärtlichkeit die äußere Form der Anrede nicht achtend. Eine Welt, Alles, sein Leben hätte er darum gegeben, wenn sie um ihn so geklagt hätte, wenn um seinetwillen nur ein einziger solcher Laut aus ihrer Brust gedrungen wäre!

Und als sie nun abermals in ihrer Erregung

sprach, und er nicht antwortete, schmiegte sie sich unwillkürlich an ihn und sagte:

„O, verlassen Sie nur meinen Vater nicht, Dänhardt! Sie sind doch der einzige, der es treu und ehrlich mit ihm meint. Sie haben eine andere Heuer angenommen. Ach, thun Sie es nicht, Dänhardt! Ich weiß, er wird Sie gerne verbessern, ja für Sie sorgen, wie er bisher für mich sorgte. Trost wird er bedürfen, und für diesen wird er Ihnen Alles gewähren, was er zu geben vermag."

Aber Bleik hörte nicht. Er blieb stumm. Tausend Qualen wogten in seiner Brust auf und ab. Es hatte ihn eine Trostlosigkeit, eine Lebensmüde ergriffen, die für Augenblicke jedes Fühlen und Denken lähmten. Was galt ihm das Alles, wenn er sie verlieren sollte!

Und ringsum war's jetzt so dunkel und lautlos. — Nur der Nachtwind, der um Beider Stirn wehte, schien zu wachen — und zu horchen.

„Habe ich Sie erzürnt, Dänhardt?" sagte Mutje weich. „Sie schweigen, Sie antworten mir nicht?"

„Ach, wie könnten Sie mich erzürnen! Nur, wenn Sie sagen, Sie können und wollen nicht mehr leben, dann zerreißt es mir das Herz."

Und dann plötzlich ergriff er, im wahnsinnigen Schmerze Alles vergessend, ihre Hand und rief: „Ach, Mutje, Mutje! Wenn Sie wüßten —"

Er zitterte heftig, während er sprach; sie fühlte es, sie begriff und schrak zusammen. Und da sie nach diesem Geständniß nun tonlos neben ihm verharrte, flüsterte der Mann noch einmal zärtlich ihren Namen: „Mutje!"

Durch des Mädchens Inneres zog ein seltsames und bisher nie gekanntes Gefühl. Hochmuth, Trotz und Mitleid hockten neben einer rasch auflodernden Empfindung, und diese durchströmte sie so gewaltig, daß es heiß über ihren Körper flog und daß sie selbst davor erschrak.

Noch einmal rauschte die Lebenslust durch ihre Brust. Er liebte sie! In ihrer Todesstunde erfuhr sie, daß es einen Mann gab, der um sie trauerte, wie sie um einen anderen. — Aber es war auch nur ein Rausch, der ebenso rasch wieder verflog, und dem um so größere Ernüchterung folgte.

Sie liebte nur einen, wie ein Weib lieben soll und zu lieben vermag. Es war derjenige, der sie nun verlassen hatte. Und deshalb war es in diesem Herzen so finstere Nacht, daß Bleiks Geständniß einen herzlosen Trotz in ihr zurückließ, daß ihr Empfinden sich hochmüthig dagegen auf-

lehnte, daß er es gewagt hatte, sich ihr zu entdecken.

Seine Theilnahme hatte ihr wohlgethan, aber von Liebe wollte sie nichts hören! Liebe, bah! Es grauste ihr sogar bei dem Gedanken, ihre Schätze von Treue und Zärtlichkeit noch einmal an einen Mann zu verschwenden, nachdem das Alles erbarmungslos mit Füßen getreten war! Nein! nein! und deshalb auch rascher Entschluß, und zur Ausführung rasches, kurzes Handeln!

„Wir wollen zurück, lieber Bleik. Wollen Sie die Ruder holen?"

Sie sagte es leise, unsicher, denn es marterte sie doch, diesen braven Menschen, dem einzigen, dem sie ihr Herz ganz ausgeschüttet hatte, dem sie in wenigen Stunden näher gerückt war, als manchem Anderen in langen Jahren, zu betrügen.

Er gehorchte rasch in selig-froher Zuversicht, die über ihn gekommen nach ihrem Schweigen und die sich befestigte, da sie in so sanften Tönen sprach.

Er schritt durch das Boot, erreichte den Kiel, hob das nasse Ankertau aus dem Wasser, zog das andere Fahrzeug heran, lenkte es etwas seitwärts und sprang hinein.

Und nun ereignete sich etwas Entsetzliches. Mutje kniete nieder und betete.

Sie sprach in fliegender Hast das Vaterunser. Und dann erhob sie sich rasch, schon hörte sie, daß Bleik die Ruder in's Fahrzeug gleiten ließ.

„Jetzt oder nie! Gott im Himmel, vergieb, wie ich dem vergebe, der mich zu diesem verzweifelten Schritte treibt!"

Sie kniete nieder und beugte sich gegen das Wasser, richtete sich aber eben so schnell wieder empor, weil sie ihren Entschluß änderte. Besser ein Sprung, dann war's geschehen!

In demselben Augenblicke kletterte Bleik in's Fahrzeug zurück und das Boot gerieth derartig in's Schwanken, daß Mutje den Stützpunkt verlor und niederstürzte. Sie schrie auf. Sie sah ihren Plan vereitelt; schon war Bleik mit einem jähen Satze an ihrer Seite und richtete sie empor.

Und da verließ das schon innerlich mit dem Tode ringende, von Seelenqualen gefolterte Geschöpf die bisherige kalte Besonnenheit. Sterben, nur sterben! raste es durch ihre Sinne, und unter diesem einzigen Gedanken riß sie sich von Bleik los, stolperte jählings vorwärts und wandte sich an die Brüstung des Bootes.

Und schon machte sie eine Bewegung, sich in

die Fluth zu stürzen, als sie Bleiks eiserne Arme an ihrem Körper fühlte, und sein Flehen an ihr Ohr drang.

Er sprach so zart und doch wieder so mächtig, er ließ Alles vor ihrer Seele emporsteigen, was sie noch an's Leben knüpfen konnte. Er erinnerte sie an die Liebe und die Verzweiflung ihres Vaters; er tröstete, er bat, er pflanzte neue Hoffnungen vor ihr auf und richtete ihre Gedanken auf Gott.

Es rührte sie, was er sprach; ihre Bitterkeit, ihr Hochmuth, ihre Verzweiflung wichen einem weichen Gefühl, das in ihr Inneres zurückkehrte. Ihre Achtung vor ihm wuchs; nie hatte sie in ihm gesucht, was sie heute fand. Welch eine edle Seele! Ja noch einmal, obgleich sie dagegen kämpfte, fühlte sie es, daß sie seine ehrerbietige Liebe beglückte, noch einmal zog ein namenloses Etwas durch ihr Inneres, das mächtig in ihr aufschwoll, und vielleicht hätte er sie bezwungen, wenn Schmerz und Leidenschaft ihn nicht fortgerissen hätten.

„Nun habe ich Alles gesagt, was ich zu sagen vermag, Mutje, und flehe Sie an, mir Gehör zu schenken. Ich erwähnte nicht einmal, daß sie auch um meinethalben leben möchten, da ich Sie liebe, liebe, wie niemals ein Mann einem Weibe zugethan

war! Mutje, Ihr Tod ist auch die Vernichtung meines Daseins!“

Das Mädchen preßte die Lippen auf einander, und legte die Hand auf ihr pochendes Herz. Und dann sprach sie, mühsam ihre Empfindungen unterdrückend:

„Nun, Bleik Dänhardt, und was würden Sie thun, wenn ich meinen Entschluß ausführte? Sie sagen, ich würde auch Ihr Dasein vernichten? Antworten Sie mir!“

Bei diesen wie Verheißung klingenden Worten riß es Bleik fort und er flüsterte leidenschaftlich:

„Ich lebe oder sterbe mit Ihnen, Mutje!“

„Nun, dann sterben wir!“ sagte das Mädchen kalt. „Ich liebe Sie nicht, wie eine Frau einen Mann lieben muß, um ihm anzugehören fürs Leben. Was Sie für sich in Anspruch nehmen, ist zum mindesten mein Recht. Sie wollen nicht leben ohne mich, und wir gehörten nicht einmal zu einander. Sie wollen sterben ohne einen Verlust zu betrauern und entschließen sich zu einer so furchtbaren That in dem Raume eines kurzen Augenblicks. Ich aber besaß das Köstlichste, was ein Mensch sein eigen nennen kann und kämpfte, nachdem ich es verloren, tagelang mit unnennbaren Schmerzen.

Aus Ihnen, Bleik Dänhardt, sprach also nur die Eigenliebe, die ich an sich kein Recht habe, zu tadeln, aber ich spreche Ihnen wenigstens die Berechtigung ab, ein Prediger an Gottes Statt zu sein. Sie haben sich selbst nicht bewährt! — Ich weiß, was Sie mir erwidern wollen! Sie riß ein leidenschaftlicher Augenblick fort. Vom Entschluß bis zur That ist ein weiter Weg! — Gut! Aber Sie ahnen nichts von der Qual, die mein ganzes Inneres durchtobt, und die zu vergleichen ist mit dem gräßlichen Folterschmerz eines Verwundeten, der zum Himmel fleht, ihn zu erlösen. Ist denn ein Unterschied zwischen einem Unglücklichen, dem eine Kugel die Glieder zerschmetterte, und der Erlösung von seinen Leiden erbittet, und einem, dem das Herz in tausend Stücke zerrissen ward? Nein! Nur das ist beiden Fällen gemeinsam, daß die Selbsttödtung eine unsühnbare Sünde ist! Und doch ist dies nur menschliche Vorstellung! Anders würden Richter richten, wenn sie selbst in körperlichem oder geistigem Todeskampf lägen.

Ist es Ihnen ein Trost: — ein gutes Wort — ach, ich wollte Ihnen auch jetzt durch meine Rede nicht mehr wehe thun, lieber Bleik! — (Bleik starrte vor sich hin) so mögen Sie wissen, daß ich neben meinem Vater und Karl für wenige

Menschen so warm fühle, wie für Sie. Leben Sie wohl!“

Sie erhob sich. Der Morgen begann zu grauen; die Nacht wich. Bleiern verschwommen zogen die Lichter am Himmel auf. Aber sie standen noch gebannt, in halbdüsterer Erstarrung. Der Morgenwind fuhr mit stärkeren und schwächeren Ansätzen durch die Luft und kräuselte in unheimlichen Streifen das Wasser. Er schien das schlafende Meer aufrütteln zu wollen. Einmal schlug weißer Schaum gegen die Planken, da der Wind nach Westen umschlug. Ringsum nichts als Wasser; die Ufer in der Ferne verschwammen am Horizont. Auf der öden Fläche erschienen die kleinen Fahrzeuge wie zwei irrelos umherschwimmende Wracks.

Die beiden Menschen saßen tonlos neben einander. Bleik vergrub das Gesicht in seine Hände, und für einen Augenblick dachte Keiner an das, was noch eben über Leben und Tod entscheiden sollte. Jene geistige Abspannung hatte sich ihrer bemächtigt, die selbst die Gedanken des Sterbens zurückdrängt. — Aber dann plötzlich fühlte Bleik ein Schwanken des Bootes, hörte einen leisen Schrei, einen Sprung, einen lauten Fall, sah den plump aufspritzenden Wasserspiegel,

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

und kämpfte eine Sekunde den grausamsten Kampf, den ein Mensch bestehen kann. Aber nur einen Moment! Das Natürliche in ihm siegte, und er warf sich, um sie zu retten, in die Fluth.

Der Strom trieb ihn schnell vorwärts. Er kämpfte sich an ihre Seite, er schwamm mit Aufbietung aller seiner Kräfte, er mußte in ihre Nähe gelangen, er faßte auch wirklich einen süßen, geliebten Kopf — er schrie auf — sank unter — arbeitete sich empor — ward abermals in die Tiefe herab gezogen und kam, während die, welche er retten wollte, ihm entglitt und weiter unter ihm für immer versank, kaum lebend wieder an die Oberfläche.

Mit übermenschlicher Anstrengung erreichte er die Boote, klammerte sich mit der letzten Kraft an Mutjes Fahrzeug, klomm empor und sank da nieder, wo noch vor wenigen Stunden ihr Haupt an seinem Herzen geruht hatte — —

Als der Tag vollends anbrach und die Frühlingssonne in wundervoller Schönheit aufging, spielte ihr goldenes Licht auf dem Antlitz eines Schlafenden und erwärmte und erquickte ihn.

Erst um Mittagszeit erwachte der Mann, setzte sich aufrecht und schaute mit irrem Blick um sich. Leise Militairmusik schallte über das Wasser vom jenseitigen Ufer herüber; dazwischen erklang Ge-

räusch und Lachen aus den vorbeigleitenden Fahrzeugen; Alles das eine reizende Belebung und Verschönerung des sonnigen Friedens, in dem die Welt lag.

Er blickte um sich. Seine Schiffe schwammen gerade an dem kleinen Uferstädtchen K. vorüber. Und während sich der Schmerz allmählich in seinem Innern löste und die Thränen unaufhaltsam über seine gebräunten Backen rannen, ergriff er die Ruder und lenkte langsam seitab, ans feste Ufer.

Frau Eva.

Das zweistöckige Haus lag mitten in der Stadt, und das obere Stockwerk bewohnte Frau Eva mit ihrem Gatten, der zu des Königs Offizieren gehörte. Sie waren erst einige Jahre verheiratet und besaßen ein dreijähriges Töchterchen.

Es war um die Sommerzeit; die Verbenen und Astern blühten im Garten und die Fuchsien nickten mit ihren blaurothen Blüthen auf die Beete herab.

Kurt Grabow — Eva's Mann — hatte schon seit acht Tagen die Stadt verlassen müssen. Die Truppen waren mit Spiel und Klang zu den großen Uebungen abmarschirt. Alle Welt guckte aus den Fenstern; die Schusterjungen, die Müßiggänger und Schulbuben liefen eine Zeitlang mit, und endlich verklangen Schindera und Trommelschlag, und einsam lagen die Gassen. Auch Frau Eva hatte am Fenster gestanden, als sie vorüberzogen. Sie hielt die kleine Eva im Arm, und als der Papa Lieutenant erschien, klatschte sein Töchterchen in die Hände und rief mit seiner hellen Stimme: „Papa Kurt! Papa Kurt!"

Er senkte den Degen und schaute hinauf; er legte Alles in einen letzten Gruß und in einen letzten zärtlichen Blick.

Jeden Morgen stieg Frau Eva in den Garten hinab und pflückte Blumen, mit denen sie ihre Zimmer schmückte. Einmal waren es rothe und weiße Rosen, einmal Iris, Reseda und Jasmin, wie's eben kam. Mitunter lief die kleine Eva mit, bisweilen blieb sie bei Marie, dem Mädchen, welchem sie sehr zugethan war und dem sie dann wichtig in der Küche half.

Jeder mußte der Kleinen gut sein; es gab kein zärtlicheres Geschöpf, und dabei war sie so liebreizend, daß eines Tages ein Freund des Hauses gesagt hatte: „man möge sie vor der Obrigkeit verstecken, denn sie sei wirklich polizeiwidrig niedlich!"

Frau Eva lächelte und sah auf ihren kleinen Schatz, der die Augen des Vaters und den sanften Ausdruck der Mutter hatte.

Es war gegen Ende der Woche. Draußen ging die Sonne voll und breit spazieren, und die Welt war heute so schön, daß Jedem, der Gefühl für die Reize der Natur hatte und nicht glaubte, es entstehe Alles nur so von ebenher, fromme Gedanken emporsteigen mußten.

Und Frau Grabow schnitt Blumen, Goldlack, Rosen und grüne Blätter wie immer, that sie alle in ihre Schürze, und ging über den Hof in die Wohnung zurück. Sie wollte im Parterre beim Krämer einen Einkauf besorgen und wählte diesen Weg, statt nach ihrer Gewohnheit durch den Garten zu schreiten. Nachdem sie dies besorgt hatte, wandte sie sich über die Straße und schaute arglos zu den Fenstern ihrer Wohnung empor. Aber es schwindelte ihr vor den Augen und wie in Stein verwandelt, hielt sie inne, als sie Eva hoch emporgerichtet, neugierig und aufmerksam herabschauend, in dem offenen Fenster stehen sah.

„Eva!" wollte sie schreien, aber der Instinkt der Mutterliebe unterdrückte, was sich ihr auf die Lippen drängte. Sie eilte in's Haus und flog die Treppe empor. Wo war Marie? Hatte sie Eva allein gelassen? Athemlos, mit zitternden Knieen, erreichte sie das Wohngemach, und schon wollte sie die Thür zum Nebenzimmer öffnen, als ihr einfiel, daß solche plötzliche Störung das Kind erschrecken und gerade das bewirken könne, was sie verhindern wollte. Eine namenlose Angst legte sich auf ihre Brust; zweimal berührte die Hand den Drücker und jedesmal zog sie diese wieder zu-

rück. In bebender Unschlüssigkeit stand sie da; ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie es laut pochen hörte, ihr Körper zitterte, ihr Athem flog — Barmherziger Gott, ich flehe Dich an! Lenke mein Thun — Was soll geschehen — —?

Und jetzt — jetzt beugte sich Eva vielleicht vornüber, um besser sehen zu können. Ein Wagen fuhr vorbei. Sie freute sich stets, wenn sie Pferde sah. Das reizte ihre kindliche Neugierde.

Die Sekunden flogen, und immer noch stand das arme Weib in qualvollem Zaudern. Glühender Schweiß bedeckte ihre Stirn, ihre Hände bebten. Nein! Es war kein Augenblick mehr zu verlieren — Jetzt oder nie! — Sie öffnete leise, zitternd, behutsam die Thür — — Und dann ertönte ein Schrei, wie er sich vielleicht nie zuvor einer menschlichen Brust entrang. Eva stand nicht mehr am Fenster! Ein anderer Wagen rasselte gerade vorüber — War das Kind vielleicht in diesem Augenblick — —?

Frau Eva eilte vorwärts; — sie spähte rasch, in wahnsinniger Angst umher — sie flog an's Fenster — sie blickte hinab — — Barmherziger Himmel! —

Kreischend sank sie zu Boden — dann war Alles still — —

Als die Frau aus einer langen Ohnmacht erwachte — ihr Haar war in jener kurzen Zeitspanne weiß geworden — lag die Kleine an ihrer Bruſt und rief mit ängſtlicher Stimme: „Wach doch auf, Mama! Hörſt Du nicht? Was fehlt Dir? Hab' doch Eva lieb —"

„O, ſüßes Kind!" ſchluchzte Frau Eva und preßte ihren Liebling in namenloſer Wonne an's Herz.

Und wie's gekommen war? Die kleine Eva kletterte, nachdem ſie ſich ſatt geſehen hatte, von dem Fenſter herab und lief in die Küche. Als ſie hier Niemanden fand, beſchloß ſie, zu ihrer Mama in den Garten zu eilen, fand aber, als ſie auf den Flur gelangte, die Hausthür offen, beſann ſich, trippelte auf die Gaſſe und nickte den Nachbarn zu. —

„Meine arme Frau! Meine theure Eva!" ſagte Kurt Grabow, als er zurückkehrte, und liebevolle Hände legten ſich auf das ſilberweiße Haupt der jungen Frau, die mit blühenden Wangen bereits eines Menſchenalters Qual auf ihrem Scheitel trug.

Von plattdeutſcher Erde.

Mitten im Dorf und doch ein einsames, stilles Häuschen. Es nickt der Flieder auf's niedrige Dach, im kleinen Gärtchen vor der Thür brennen die Blumen im Sonnenlicht, wilde Rosen schmachten an den Wänden, und der Kirschbaum löst in windstiller Luft die letzten weißen Blüthen. Hinter dem Hause gackern die Hennen, auf den ungleich zerschnittenen Buchenholzstämmen wuchert das Moos, aus verworrenem Gebüsch guckt ein Schindeldach hervor, ein umgestülpter Eimer scheint die Sonnenstrahlen aufzufangen, und über Allem flattern in blauer Luft zwei weiße Tauben.

* * *

Drinnen im Hause weht's kühl und anheimelnd. Rothe Fliesen bedecken den Fußboden, die Stubenthür ist angelehnt, ein Kätzchen schnurrt, unschlüssig geht's hin und her. Die Uhr holt rasselnd Athem, dann schlägt sie. Im großen Stuhl mit glatter Lehne sitzt ein alter Mann mit klaren Augen und gesund gerötheten Wangen und liest. Es ist der emeritirte Schullehrer des Dorfes. Im

Gemach ist's so still, daß das Knittern der Zeitung wie ein unheiliges Geräusch erscheint. Einmal hustet der Alte auf, schaut empor, als ob's ihn selbst erschreckt habe und wendet seine Blicke wieder auf das Blatt. Jetzt gewinnt das Kätzchen mit raschem Sprung das Fensterbrett, richtet sich empor und zerrt mit den Pfoten an den Blumen.

Der Fußboden ist mit weißem Sand bedeckt; durch die einsame Stille knarrt's, als ob Jemand leise vorüber geschlichen sei. Es ist nichts, aber der Mann erhebt abermals den Blick, guckt in's Gemach und alsdann nach dem Fenster.

„Musch! Musch!" sagt er, und das Thier springt herab.

* * *

„Großvater!" Es ist ein kaum erwachsenes blondes, schönes Mädchen, das spricht und sich dem Alten nähert. Es ist fast ländlich gekleidet, hat aber Gesichtsbildung und Farbe einer Städterin. „Großvater!" wiederholt sie. In diesem Augenblick sinkt die Hand, und die Zeitung gleitet herab; der Angeredete ist eingeschlafen und die Sprechende setzt sich still an's Fenster und rührt die Nadel.

Droben an der weißgekalkten Decke kriecht ein Spinnlein mit langen Beinen, ruht aus, bleibt unbeweglich und wandert wieder zurück. Es webt

den ersten Faden, ein zartes Seil, kaum sichtbar! Die Bilder an den Wänden in der untadeligen Sauberkeit des Gemaches schauen aus, als ob sie eben eingerahmt und aufgehängt seien. Der alte, auf vier spindeldürren messingenen Beinen stehende Ofen ist blank geputzt, er hat neben seinem schwarzen Glanz einen bleiernen, weißlichen Schimmer, und ein einziger unverwischter Heiligenkopf zeigt in seiner zusammengesunkenen Platte noch ein ausdrucksvolles Gesicht. Wenige Möbel sind's, aber sie blitzen spiegelhell und stehen da, als wüßten sie, daß sie die feine Würde des stillen Gemaches förderten. Nun brummt und summt eine große Fliege hin und her, ihre unruhige Musik weckt den Schläfer.

„Grete?" — „Hier, Großvater!"

„Mir war's, als seist Du da! Noch nichts?"

Sie schüttelt den Kopf und späht durch's Fenster in's Freie, als ob sie durch ihre Blicke herbeilocken könne, was er erwartet. Der alte Mann streicht mit der Hand über die Augen und erhebt sich. „Gestern früh war die Post in Hamburg fällig. Wenn heute abermals nichts anlangt — —"

Grete sagt nichts. Eben sprach die Geduld. Wie spricht's in ihrem Innern?

* * *

Von der Landstraße her durch den kleinen Garten schreitet der Landbriefträger. Das Mädchen sieht ihn, springt auf und eilt an die Thür. Der Bote tritt in's Gemach, greift in die vorgeschobene schwarze Ledertasche, holt einen Brief hervor, guckt auf die Schrift und spricht mit starker Betonung: „An Herrn Schullehrer Claus. Absender Schiffsingenieur Claus! Eine Mark Porto!“ Der Alte nickt und lächelt, denn er weiß Bescheid, er kramt hinter der Pultklappe nach kleinem Gelde. Als er nichts findet, sagt er, immer noch beschäftigt mit Suchen: „Ihr kommt ja morgen wieder vorbei, Muhl, wie?“ Der Angeredete schiebt die Tasche linksseitig zurück, neigt, nach Art dieser Leute, gelassen, kaum merklich den Kopf und geht seiner Wege.

Der Alte ergreift unter sichtlicher Erregung den Brief und öffnet ihn. Neben ihm bleibt Grete stehen und beobachtet seine Mienen. Er liest und liest: es ist ein langer Brief, so lang, daß er zurückweicht und sich — immer lesend — in den Stuhl gleiten läßt. Und hier bleibt er auch sitzen, und als ihm endlich das Schreiben entfällt, scheint er um viele Jahre gealtert. — Etwas aus dem Inhalt aber erräth das Mädchen doch, denn unaufhaltsam perlen Thränen über die

Wangen des Greises, und ihr ist's, als ob sie an seine Brust stürzen und laut aufschreien müsse.

* * *

Der mit Bleifeder geschriebene Brief lautet:

„Lieber Großvater, lieber Vater! Wenn Du dieses Schreiben empfängst, bin ich schon nicht mehr unter den Lebenden! Erschrick nicht! Du lehrtest mich, daß diese Erde nur eine Prüfungszeit für eine bessere Welt sei, und daß wir uns alle einstmal wiederfinden würden. Das muß meine und Eure Hoffnung sein. Ich wollte Dir jeden Tag, seit Monaten schreiben, aber ich vermochte es nicht! Vordem hatte ich keine Ruhestätte, keine Gelegenheit, — jetzt liege ich seit Monaten krank, und die einzige Person, die mich umgiebt, ist ein Eingeborener, mit dem ich mich kaum durch Zeichen zu verständigen vermag. Gewiß habt Ihr aus den Zeitungen von dem Untergange unseres Schiffes gehört, vielleicht auch, daß einige von uns sich gerettet haben. Ach! laß' mich schweigen von alle dem entsetzlichen Elend, das wir erlitten. — Einer meiner Kameraden, der sein Heil an der Küste versuchen will, nimmt dieses Schreiben mit, und so Gott ihn nicht verderben läßt, gelangt es in Eure Hände. — Einmal ging's mir schon besser, aber da fuhr zwei Tage lang ein schrecklicher

Sturm über die Insel, hetzte seine Schauer und Kälte durch die Ritzen der Hütte und eiste mich während dieser Zeit so furchtbar an, daß ich einen fast tödtlichen Rückfall bekam. Das Fieber, das mich erfaßt hat, will nicht weichen. — Seit gestern habe ich nur wenige klare Augenblicke am Tage. Einen von diesen benutze ich, um Euch noch einen Gruß, den letzten Scheidegruß zu senden. Großvater! die Sehnsucht verzehrt mich — — — Ach! könnte ich noch einmal durch unseren kleinen Garten schreiten, in unser stilles Haus treten. — In meiner Dachkammer auf unserem Hausboden möchte ich, wie einst als Knabe, noch einmal sitzen und über die Felder und Wiesen schauen, die heimathliche Sonne aufgehen sehen und das Zwitschern der Vögel hören. Wie wundervoll drang die Morgenluft in mein Zimmer! wie glänzte es ringsum auf den Hecken — wie süß waren alle die Laute, die so unentweiht nur in Gottes freier Natur unser Ohr berühren. Es ist mir, als ob unser schwarzer Hahn krähte, als ob unsere Hennen gackerten und unsere braune Bleß aus dem Stall brüllte. Bergmann bellt — Lebt denn der kleine Hund noch? Hast Du noch Tauben? Was machen die Nachbarn? und wie geht es Grete, meiner lieben Verwandten, der ich

so oft gedenke? Großvater, Vater, mir will das Herz brechen, wenn ich an meine Heimath denke. — Heimweh ist eine furchtbare Krankheit; sie vergiftet Alles, Leben, Gesundheit Freude am Dasein — Speise und Trank — — — Verzeihe! Ich wollte Dich nicht traurig machen, Dir nicht wehe thun durch meinen Schmerz. Vergieb mir, ich weiß nicht, was ich thue — ich fühle nur, daß es mich erleichtert, wenn ich Dir vor meinem Sterben noch einmal mein innerstes Herz ausschütte. Ich muß die Stunden nützen, wo mein Geist licht ist; ich bedarf meiner ganzen Willenskraft. — Weißt Du, Großvater, daß ich überall nur noch durch meinen Willen lebe? Im Nervenfieber kämpft man wirklich mit dem Tode einen Kampf. — Er kommt und grinst, streckt die eisigen Arme aus, und giebt der Kranke nach, verzagt er, so ist er ihm unwiederbringlich verfallen. — Heute Morgen überkam's mich mit aller Sehnsuchtsgewalt. Ich stelle mir vor, daß ich in unserem Dörfchen angelangt sei. Ich stieg am Posthause aus und wandte mich auf dem abkürzenden Wege über Nachbar Karstens Wiese nach unserem Häuschen. Der Bauervoigt ging langsamen Schrittes vorüber, guckte überrascht auf und schien mich zu erkennen; aber ich schaute drein, als ob

ich ganz fremd sei. Jede Minute Verzug war zuviel, die mich abhielt, an Eure Brust zu fliegen! Ich überschritt den Steinbach, auf dem früher meine Papierschiffchen hinabschwammen, an dem ich mit Pastors Käte spielte. Weißt Du noch? Ich angelte Stunden lang, sie mußte nach Würmern graben, brachte allzu viele und jauchzte, wenn ich einen silbernen Fisch an der Ruthe hatte und hoch im Bogen auf die Wiese fallen ließ. Und wenn die Abenddämmerung sich mit leisen Schritten regte, ertönte Großmutters Stimme, die mich zum Abendbrot rief: „Heinrich! Heinrich!“ — Ich sehe die Blumen auf der Wiese vor mir; mir ist, als ob ihr Duft mir entgegenschlägt. Knabenkraut — Storchschnabel — wie roch er scharf! — Weiße Marien- und Sternblumen. Der frische Erdgeruch dringt empor; ich höre Summen in der Luft, von drüben rauscht die Musik der Sensen, aus der Ferne — jetzt ist's Sonntag! — tönt feierlicher Orgelklang zu mir herüber. Alles ruht, und selbst die Sonne schläft mit gold'nem, heißen Schlaf über der ganzen Erde. — Nun war ich auf unserem Hofe und verbarg mich hinter dem Gebüsch neben der Scheune. Grete kam und schöpfte Wasser am Brunnen. Ich hörte es sprudeln, mir war, als

ob die Kühle aus der Tiefe des Quells emporsteige; ich glaubte den flüssigen Silberstrahl zu sehen — ach! und ich sah ihn doch nicht! „Grete!“ rief ich. Erstaunt hielt sie inne und schaute sich um. Ich rührte mich nicht. Und dann noch einmal: „Grete!“ Sie trat näher an's Gebüsch, horchte, spähte — Nichts! — Ich hatte mich in der Scheune versteckt.

Nun schlich ich auf den Zehen ihr nach in's Haus. Ich guckte rechts und links; durch den Gang sah ich in die Stube.

Im stillen, sauberen Gemach saßest Du, Großvater. Da hingen die bekannten Bilder an den Wänden, da waren die Blumen — die alte Kommode — Alles war, wie ich's verlassen hatte. Ich drückte mein Gesicht an die Spalte, um besser beobachten zu können. Da sehe ich ihn, meinen lieben, unaussprechlich geliebten Großvater. — — Was liegt Alles auf seinem milden Antlitz? Was guckt Alles aus seinen guten freundlichen Augen? — Er lehnt sich zurück und starrt in die Ferne. Denkt er an mich? Sein Auge wird naß, er streckt die Arme aus — —

Da halt' ich mich nicht länger. Ich stürze in's Zimmer, falle vor ihm nieder, umschlinge ihn, erhebe mich, werfe mich an seine Brust und schreie

den Laut, den ich ohne Antwort, ohne Widerhall, hier, tausend Meilen fern, in der Einsamkeit unzählige Male aus meiner Brust dringen ließ: „Großvater! Großvater! Da bin ich! Es ist Dein Heinrich!“ — Hier brach das Schreiben ab. Nur noch ein paar Worte, ein zitterndes Lebewohl war hinzugefügt und fast verwischt.

„Laß uns für ihn beten,“ sagte das Kind, dem das Schreiben entfiel, sank neben dem Greise herab, umfaßte schluchzend seine Knie und weinte herzzerreißend.

Durch das Gemach wehte eine heilige Trauer. Die Katze schnurrte und strich mit leisem Schritt an dem Gewande der Knieenden vorüber, das Spinnlein hing wie todt an dem seidenen Seil; aus dem Geäder der alten Kommode schien's mitleidig vorzuschimmern; die Blumen am Fenster sandten die letzte Kraft ihrer duftenden Blüthen in's Zimmer, und allmählich ging auch draußen der goldene Sonnenschein schlafen.

* * *

Zwei Jahre vorüber! Sie hatten ihre lichten und dunkeln Schwingen geregt und als stumme Vasallen der Zeit, die menschlichen Looſe vertheilt. Der alte Mann mit dem ehrwürdigen Haupt lag unter rothen und weißen Rosen, die Grete ge-

pflanzt hatte, und um Abendzeit, wenn ihr sanfter Duft dahin war, schien die Abendluft mit leisem Wehen über den Todtenhügel zu ziehen. Ein feiner, blau-nebeliger Dunst umhüllte dann das Grab, und eine geräuschlose Stille umgab's allezeit. Es war, als ob die Natur dem Entschlafenen eine heilige Ruhe bereitet habe. — Welch' ein Tag, als das Kind vom Kirchhof zurückkehrte und durch den kleinen, heißbeschienenen Garten in's kühle Haus eintrat! Es war nichts verändert, und doch, wie verlassen starrte sie Alles an. Ja, unheimlich war's ihr sogar am hellen Tage. Der Vogel im Käfig ließ den Kopf hängen; kein Kätzchen schnurrte, aber der Hauch der Todtenblumen erfüllte die Räume, in denen der liebe Gott selbst mit thränendem Auge Umschau zu halten schien. Da stand der alte Stuhl, auf dem der Großvater stets gesessen, da lag die Bibel, die noch vor Kurzem seine welken Hände umfaßt hatten in gläubiger Zuversicht auf Besserung, da hing sein Rock, sein Hut, da stand in der Ecke der einst selbgeschnittene Stock, als Mahnung an den Lebenden.

Was sollte nun werden? Ganz einsam und verlassen auf der Welt! — — Das Kind fiel nieder an dem Stuhl und preßte sein Gesicht in

die Kissen. Großvater, Großvater, warum gingst Du dahin? Lieber Gott, weshalb ließest Du ihn sterben?

Draußen lag der Sonnenschein; im Hofe plätscherte der silberne Brunnen; im Garten blühten im stillen Werden die Obstbäume; an den Wänden der Scheune huschten sanfte Lichter, — im Grase zirpte es, — von drüben her drang lustiges Kinderlachen und das Geräusch einer belebten Welt.

Alle Thüren standen weit offen, — jetzt knarrte es leise in den Fugen der alten Eichentreppe — auf dem Fußboden zitterten die Sandkörnchen — das Kätzchen kam und schmiegte sich schmeichelnd an Gretes Gewand. — Ein lebendiges Geschöpf, das sie lieb hatte, — ein einziges gab's noch auf der Welt!

* * *

Drei Jahre später! Frühling war's. In einer Nacht schneite es mit Millionen Blumenflocken vom Himmel herab. Als der Tag seine hellen Gewänder anlegte, strichen frische, wundervolle Morgenlüfte über die Erde, Leben sprühend! Leben schaffend!

Ueberall silberne Tröpflein auf grünen Zweigen, an zitternden Gräsern, in Blumenkronen und auf rauschenden Baumwipfeln, leiser Wind — kühler

Wind! Ein hochblau ausgespannter Himmel ohne ein weißes Wölkchen. Schwimmende, noch unsichtbare Lichtströme in den Wäldern, auf dem schmalen Band des Flusses, über den Feldern, auf rothen Dächern, bis dann die Sonne mit dem gewaltigen, goldbrennenden Brustharnisch sich umgürtete und ihre unermeßlichen Lichtfunken herabsandte.

Da lag das Wirthshaus „Zum Krug" flott am Wege. Daneben die Einfahrtscheune, hinter dieser ein lustig blühender Garten. Und Grete war rührig in Küche, Keller und Wirthschaft. Hier im Krug hatte sie bei den Wirthsleuten Trost, Arbeit und Lohn gefunden. Und dann kam Johann, der Sohn, aus dem Kriege zurück.

Drüben im Süden donnerten die Kanonen, knatterten die Gewehre, flog Dampf und Staub auf, floß Blut, das den Boden färbte. Aber nun waren die Schlachten ausgeschlagen; Jeder kehrte heim, den Hut bekränzt mit dem ersten Grün, mit Veilchen im Knopfloch, mit dem Glück des Wiedersehens im Herzen. Ah! Das Wiedersehen! Die Hunde bellten, die Jugend lief zusammen, die Thüren öffneten sich — Wie der Alte schluchzte, wie sie, seine Mutter, an seinem Halse hing und weinte. „Min Johann! Min Johann —" „Wer ist das?" „Grete, Schulmeisters Enkelkind —"

„Guten Tag, Grete! Du biſt groß — und ſchmuck geworden —“

Es flüſterte und raunte in den Büſchen; die Blüthen der Bäume und Blumen dufteten, und ihr Hauch drang durch die ſtille Nacht. Eine heimliche, flüſternde Nacht! All die tauſend und abertauſend Augen, die glitzernden, neugierig beweglichen Augen ſchauten von oben herab. In der dichten Laube, durch deren Stäbe ſich die junggeborenen Lindenzweige drängten, in der es faſt unheimlich wiſperte, als ob unſichtbares Volk auf den Zehen hin- und herſchleiche und horchen wolle, ſchlang Johann ſeinen Arm um Gretes Hals und flüſterte: „Heſt Du mi lev?“ „Ja, min Johann, ick hew di lev.“ — „Wiſt Du min Fru war'n?“ „Ja, Johann.“ — „O, min ſöt lütt Grete.“ — Ein leiſer Nachthauch kam auf, rauſchte durch die Büſche, die ſich ſanft bewegten, neigte ſich zu den Blumen, umſchlich die Ecken und ſpähte in offene Thüren. Auch über der Laube hielt er ſtill und raſchelte in den Blättern. Es liſpelte ringsum, und eine leiſe Muſik ging durch die Nacht. Da ſchraken ſie empor. „Kumm, min lütt Brut“ — neckte er ſie zärtlich, und, ihr Köpfchen an ſeine Bruſt gedrückt, ſchlich er mit ſeinem Schatz in's Haus — —

* * *

Die Zeit war vergangen. Draußen stürmte und polterte es. Der Herbst klopfte an alle Thüren, riß die letzten frohen Schöpfungen des Sommers zu Boden und tobte wild auf in dem Ungestüm, das in seinen Gliedern zerrte. Schon schlich der grausam-kalte Winter heran und schaute nach, was sein Geselle vorgeschafft, wie er mit dem Sturmbesen über die Erde gefegt hatte. Eine lose Fensterlade schlug hin und her. Auf dem Dach knarrte die Wetterfahne unheimlich; im Stall brüllte das Vieh, eisig angehaucht; Staub und Unrath wirbelten in den Ecken auf, oder raschelten, von einer unsichtbaren Macht getrieben, willenlos über die kahlen Wege. Im Wirthshausstübchen war's heimlich und warm. Johann saß mit der Pfeife am Ofen. Grete spann. Der Kleine schrie in der Wiege auf. Er entlehnte sein Gesichtchen wohl einem Engel — Helle Löckchen, dunkle Augen! Nun lachte er, streckte die Arme aus. O unbeschreibliches Glück! —

* * *

An einem frühen Morgen war's. — „Wat is Johann?" „Ick mut mi stellen —" Grete schrie auf. „Unner de Saldaten?" Er nickte stumm. — Noch einmal Lebewohl! Noch einmal! Dann

ging's abermals in den Krieg. Der König rief. Auch die Alten mußten mit zum Kampf. — Die Berichte liefen ein. Große Schlachten waren geschlagen. Briefe kamen; Johann ging's gut. Rückkehr? Davon sprach Niemand. Da knatterte und flog es um Paris. Es brüllten die Kanonen, der Feind nahte, das Handgemenge, das Morden begann. — Viele starben. — „Min lewe, lewe Fru" — seufzte auch einer im Todesröcheln. Es war Johann. — „Mudder, Mudder!" rief der kleine Johann. „Buten is wem." — „Wat will he?" — — — — „Din Mann is fullen — dod!" „Dod?" Da schlug sie nieder auf den Boden.

* * *

Seit sechs Jahren war sie Wittwe, die schöne Wirthin zum Krug. Der kleine Johann war groß und schmuck geworden. Der Wohlstand hatte sich gemehrt; auf dem Hofe gackerte viel Federvieh, auf dem Felde weideten fette Kühe; Pferde, eigene, standen im Stall. Draußen neigten sich, Gold in den Köpfen, die Aehren herab. Ein fröhliches Klingen ging durch die Luft, die Sensen rauschten. — In der Drahtkiste Schätze von Leinen, im Schrank blanke Speziesthaler und Werthpapiere. — Viele warben um die schöne,

ſtille Frau. Sie aber ſchüttelte den Kopf. Vorbei. — —

* * *

Die Poſtkutſche kam. — „Peter lop! in de Schün." — Die Pferde dampften, aus den Eimern ſogen ſie langſam das friſche Naß. Es roch in der Durchfahrt nach Staub, Pferdeſchweiß und Leder. In die Gaſtſtube trat ein älterer Mann. Kräftig war ſeine Geſtalt, wettergebräunt, dunkel ſein Geſicht. Eine lederne Taſche legte er auf den Tiſch, ſetzte ſich, fuhr ſich mit den Händen durch's Haar und ſchaute empor. „Gefällig?" Keine Antwort. „Melk? Beer? Wittbeer?" — „Lebt der Schulmeiſter Claus noch hier am Ort?" — Sie ſchaut ihn an und ſchüttelt den Kopf. — „Todt?" — Sie nickt. — „Sein Enkelkind, Grete —?" — „Dat bün ick." — Da ſpringt der Mann auf, faßt ſie, reißt ſie an ſich, zieht ſie empor, hebt ihr Geſicht weit ab, drückt's abermals an ſich und ruft: „Ich bin Heinrich Claus! Dein Vetter! Grete — Grete —"

Einen Augenblick iſt Alles ſtill; nur die Wanduhr tickt ihre einförmige Melodie. Die großen grünen und weißen Flaſchen hinter dem Schenktiſch ſchauen ernſthaft drein, vom Fenſter ſchlägt's duftend aus den Topfgewächſen, im Hofe kräht

der Hahn, draußen, auf dem Felde, brütet das Sonnenlicht — hier aber ist's kühl und lauschig. Da flüstert die Frau: „Min lewe, lewe Heinrich —"

* * *

„Kannst Du noch einmal Dein Herz an eines Mannes Brust legen? Waren wir uns nicht schon gut, als wir jung waren, damals, als ich vom Großvater Abschied nahm und in die Welt hinausging? Bist Du mir gut, Grete, liebe Frau? Willst Du die Meine werden?" Es fliegt über ihr Gesicht, ihr Körper bebt. — „Laß, laß! Mein Junge kommt. Ich sah ihn den Weg heraufeilen —" — „Auch mein Junge! Unser Junge! Ich will ihn lieb haben wie Dich. Schnell, sag' mir das eine Wort, Grete — —" Da schlang sie die Arme ungestüm um seinen Nacken und weinte in stillem Glück.

„O, Du herzallerliebste Frau!" ruft er.

Sie aber flüstert: „Ick mut't Plattdütsch seggen — dat anner klingt mir so fremd — „Heinrich! Heinrich! Min lewe, beste Mann!"

Eine Geschichte.

(Vier Briefe.)

Berlin, 20. Januar 1884.

Liebe Lola!

Endlich komme ich zum Schreiben und zu einem Dank für Deinen letzten Brief. Verzeihe, daß dieser so spät erfolgt! — Ich war längere Zeit sehr leidend, und wenn ich einmal wieder um die Wirthschaft mich bekümmern konnte, war so viel nachzuholen, daß ich zu einem ruhigen Gedanken nicht gelangte.

Du glaubst nicht, welche Freude Du mir gemacht hast! Ach, liebe Lola, noch mehr, wie gelegen mir Deine Sendung kam. Es war Alles für die drei Jüngsten so oft geflickt, gewendet und zurecht gepaßt, daß ich schon in rechter Sorge war, wie ich es einrichten sollte. Anna's Freude hättest Du erleben sollen, als ich ihr aus Deinem Regenrock ein allerliebstes Mäntelchen zurechtgeschneidert hatte, und Deine Stiefel passen Tilli so gut, als ob sie für sie gemacht seien.

Du hatteſt beſtimmt, daß Henriette das abgelegte Kleid von Dir erhalten ſolle. Entſchuldige, liebe Lola, wenn ich das anders eingerichtet habe. Nachdem ich den Stoff auseinandergetrennt und gewaſchen hatte, war er wieder ſo hübſch geworden, daß ich beſchloß, mir ſelbſt ein Kleid daraus zu machen, und Du glaubſt nicht, wie nett es geworden iſt, und — wie nöthig ich es hatte! Dagegen erhielt Henriette das Kleid Deiner Melanie, das ihr vollkommen paßt.

Nochmals herzlichſten Dank und — liebe Lola — keine Entſchuldigungen! Die Zeiten ſind längſt dahin, wo ich es empfunden hätte, die abgelegten Kleider meiner Schweſter und Nichten für mich und die Meinigen zu verwenden. Noth lehrt beten.

Wenn Du eine Ahnung hätteſt, wie ſehr wir uns einſchränken müſſen, Du würdeſt nicht einmal auf den Gedanken kommen, ich könne Deine Gaben anders, als eine große, gütige Hilfe auffaſſen.

Als vor zwei Jahren Henriques meinem guten, braven Mann die Wahl ſtellte, ſich mit vierhundert Thalern Gehalt zu begnügen, oder einer jüngeren Kraft Platz zu machen, haben wir ſchwere Kämpfe durchgemacht. Verſetze Dich in

Karl's Lage. Einundzwanzig Jahre war er im Geschäft, und statt einer Aufbesserung eine derartige Alternative! Wir verloren 200 Thaler, und wußten doch schon früher kaum, wie wir in Ehren auskommen sollten. Ohne die Opferwilligkeit der beiden Aeltesten wäre es ja auch jetzt undenkbar. Adalbert und Heinrich verdienen aber bereits Beide vier Thaler die Woche und liefern jeden Sonnabend ihren Lohn ab.

Es ist rührend, wie sie nur an ihre Eltern und Geschwister denken und sich Alles gerne versagen!

Als Tante Julchen neulich etwas Geld in einen Brief einlegte, das unter die Kinder vertheilt werden sollte, hättest Du sehen sollen, welcher Jubel und welche Aufregung entstand. Wie haben sie Alle geplant, auf welche Weise ihr Theil am Besten zu verwenden wäre! Wie haben sie überlegt und welche Luftschlösser haben sie gebaut, bis Adalbert am nächsten Morgen erschien und mir im Auftrage der Uebrigen das Geld für Vaters Geburtstag überreichte. Sie hatten den Beschluß gefaßt, auf das Geschenk zu seinen Gunsten zu verzichten.

An die Zukunft darf ich gar nicht denken, liebe Lola. Ich thu's auch nicht. Was aus

uns werden soll, wenn mein so viel älterer Mann stirbt, oder nicht mehr arbeiten kann, das weiß ich nicht! Und im Vertrauen gesagt, ich fürchte, daß das Letztere — das Erstere möge der liebe Gott noch lange verhüten! — nicht mehr lange fern ist.

Aber Du solltest trotzdem seine Heiterkeit, seine Zufriedenheit und sein Gottvertrauen sehen. Er ist eine glückliche Natur, und man muß ihn um seiner trefflichen Eigenschaften willen, achten und lieben. — Und nun komme ich, trotz aller Deiner Güte, heute noch mit einer großen Bitte! Es ist gut, daß ich es schreiben kann, mit dem mündlichen Wort würde ich es nicht über die Lippen bringen. Mein Leiden hat sich leider so sehr verschlimmert, daß mir unser Arzt neulich erklärte, ich müsse sofort eine Kur gebrauchen, wenigstens mich den täglichen Anforderungen, Erregungen und Sorgen entziehen und durch Luftveränderung irgendwo mich stärken, wenn nicht das Schlimmste eintreten solle.

Seit sechs Jahren leide ich nun an diesen furchtbaren Schmerzen, die mich immer wieder und wieder auf das Bett werfen. Ich kämpfe dagegen an, liebe Lola, ich versichere es Dich, mit der ganzen Willenskraft. Ich kenne ja

meine Pflichten und weiß, daß die Widerstandskraft das einzige Mittel ist, um die Krankheit zu mildern, aber die Ohnmachten haben sich so vermehrt, daß ich jetzt selbst in größter Sorge um meine Gesundheit bin.

Liebe Lola! Ich habe Dich in den sechszehn Jahren meiner Verheiratung nie um irgend etwas gebeten, und, Gott ist mein Zeuge, es wird mir furchtbar schwer, es heute zu thun. Aber der Gedanke an meine Kinder überwindet die Scheu. — Ich bitte Dich von ganzem Herzen, in Ueberlegung zu ziehen, ob Du mir nicht 100 Thaler leihen kannst, die für die Kur erforderlich sind. Ich vermag heute nicht zu sagen, wann ich Dir das Geld zurückgeben kann, aber es wird mein redliches Bestreben sein, es abzutragen, und falls ich es nicht vermag, werde ich es meinen anwachsenden Kindern als heilige Ehrenschuld an's Herz legen, daß die Summe nach und nach getilgt wird.

Ich weiß sehr wohl, daß Ihr auch Eure Sorgen habt, meine liebe Lola. Wer viel besitzt, hat um so größere Ansprüche zu befriedigen, und ich verstehe durchaus, daß es peinlich für Dich ist, Deinen Mann darum anzugehen. Ich hoffe aber dennoch auf Dich! Wen habe ich sonst auf der

Welt, den ich um eine so große Summe bitten könnte?

Ist es aber unmöglich, so verzeihe die unbescheidene Anfrage. Am Ende — der liebe Gott verläßt ja die Seinen nicht und wird auch mir beistehen!

Und nun lebe wohl! — Ich fühle mich nach dem langen, ungewohnten Schreiben recht angegriffen, breche also ab und grüße Dich, liebe Schwester, von ganzem Herzen.

Deine dankbare Anna.

* * *

M., den 2. März 1884.

Liebe Anna!

Wir waren bei Stahrs auf Neuhof zum Besuch, wo eine große, fast acht Tage währende Jagd-Fête uns in Athem hielt. Bei meiner Rückkehr fand ich so viel zu thun, und die schrecklichen geselligen Pflichten nahmen mich so sehr in Anspruch, daß ich, abgesehen von der fortwährenden Migräne am Tage, die wichtigsten Dinge liegen lassen mußte. Mit großer Betrübniß habe ich Deinen Brief gelesen und denselben auch meinem Manne vorgelegt. Er antwortete mir,

er wolle überlegen, ob es sich machen ließe, schwieg sich aber doch aus, und als ich ihn neulich wieder erinnerte, erklärte er mir auf das Bestimmteste, es sei zur Zeit unmöglich. Er hat viele Verluste gehabt, klagt sehr über das Geschäft, und ist jetzt häufig in recht schlechter Stimmung. Ich stellte ihm noch einmal Alles recht eindringlich vor und betonte, daß Du ja nur ein Darlehn wünschtest, das gewiß allmählich abbezahlt werden würde. Aber er meinte, darauf rechne er gar nicht. Wenn er es geben könnte, würde er es ohne diese Bedingung thun, es sei aber unmöglich, ganz unmöglich.

Daß ich es nicht habe, bester Schatz, weißt Du ja leider. Es sticht mir in's Herz, Dir nicht helfen zu können. Vielleicht werden die Geschäfte besser und es läßt sich später machen. Sei überzeugt, daß ich Deiner nicht vergessen werde.

Freut mich sehr, daß Ihr die Kleider gebrauchen konntet, und daß Du mir die Sendung nicht übel genommen hast.

Und nun lebe wohl, liebste Anna. Eben soll die Klavierstunde für die Kinder beginnen und ich muß dabei sein. — Mit den besten, aufrichtigsten Wünschen für Dich und die Deinigen, besonders

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

aber für Deine Gesundheit, grüßt Dich herzlich

Deine Lola.

Denke Dir meinen Kummer! Unsere beiden Braunen sind neulich verkauft. Du erinnerst Dich doch meines Entzückens, als Ferdinand mir vor zwei Jahren die Equipage schenkte. Ja ja, die Zeiten sind schlecht, überaus schlecht, und wir empfinden es auch sehr. — —

* * *

M., den 12. März 1884.

Liebe Baronin!

Das war ja ein reizender Gedanke! Ob Sie willkommen sind? Von ganzem Herzen! Ich habe sogleich die Fremdenzimmer herrichten lassen, und wir erwarten Sie mit wahrer Ungeduld.

Und Sie wollen auch ganz ruhig und still leben und uns gar keine gêne machen! Im Gegentheil, liebste Baronin. Ich hoffe, wir werden uns recht gut amüsiren. Wir sind trotz der vorgerückten Jahreszeit noch voll in der Saison, und kaum hat's einen Winter gegeben, wo die Geselligkeit mich so angemuthet hat, wie diesmal.

Ich habe sogar — ich muß es Ihnen gleich verrathen! — eine Ueberraschung für Sie. Wir gaben unsere große Gesellschaft noch nicht. Nun schlug mein Mann nach Empfang Ihres Briefes und der entzückenden Aussicht, Sie bei uns zu sehen, sogleich vor, daß wir unser Souper mit einem Ball vereinigen möchten. Natürlich stimmte ich mit Freuden zu. Wir werden unsere ganze kleine Residenz einladen, um unseren lieben Gast zu ehren. Auch ein gewisser Jemand wird dabei sein, der Sie, glaube ich, ein ganz klein wenig interessirt. — — —

Viel Neues ist nicht passirt. Vorgestern habe ich aber mein Gespann wieder erhalten, das Sie einst so freundlich bewunderten. Mein böser Gatte behauptete, er müsse die reizenden Braunen veräußern. Es stellten sich allerlei Schwächen heraus, und da schien's verständig, bei Zeiten zu verkaufen.

Ich bin selig über die zwei schwarze Russen, die er mir geschenkt hat, und mit denen ich jetzt jeden Tag bei schönem Wetter ausfahre. Welch' ein himmlisches Frühjahr!

Und nun, liebste, beste Baronin, leben Sie wohl! Haben Sie Dank für den genialen, bezaubernden Entschluß. Empfehlen Sie mich den

lieben Ihrigen und empfangen Sie die herzlichsten Grüße, denen sich mein Mann anschließt.
Ich bleibe Ihre getreue

Lola.

Würden Sie wohl die große Güte haben, und mir von den einliegenden Stoffmustern Seide die angegebene Ellenzahl besorgen? Das Geld (60 Thaler) folgt durch Postanweisung.

Verzeihen Sie die Bemühung.

* *
*

Berlin, den 26. April 84.

Hochzuverehrende Schwägerin!

Mit zitternder Feder theile Ihnen mit, daß Ihre liebe Schwester, meine theure, innigstgeliebte Frau, gestern Nacht nach schweren Leiden abberufen ist.

Meinen Schmerz vermag ich nicht zu beschreiben. Meine Kinder umstehen weinend das Sterbebett dieser treuesten, besten Seele, die je ein gütiger Gott schuf.

Das alte Leiden nahm in der letzten Zeit einen immer bedenklicheren Charakter an, und die große Anstrengung und die Unmöglichkeit, der armen Dulderin die nöthige Ruhe und Pflege zu

verschaffen, haben ohne Zweifel den heftigen Ausbruch der Krankheit befördert. In ihrem letzten Gespräche beschäftigte sie sich ausschließlich mit ihren Kindern und mit ihrer lieben Lola. Das wird Ihnen zu hören ein Trost sein.

Da auch Sie den vergangenen Winter mancherlei Sorgen gehabt haben, wie mir seiner Zeit meine gute Anna erzählte, so will nur wünschen, daß Alles sich nach Ihren Wünschen für den Herrn Konsul und die lieben Ihrigen gestalten möge, und bitte Gott, Sie in seinen gnädigen Schutz nehmen zu wollen.

Die Beerdigung findet am 29. vom Sterbehause statt.

Sie herzlich grüßend und Ihrer Theilnahme gewiß, bin Ihr ergebenster, tieftrauernder Schwager

Carl Theobald,
Buchhalter im Hause Henriques.

Zwei Sterne.

Jetzt war's schon im zweiten Jahr, daß er die Treppe zu seiner Wohnung emporstieg und halb gedankenlos, halb bewußt das kleine Schild im Vorübergehen betrachtete, auf dem zu lesen stand: „Latka Ezy." —

Und jeden Morgen, wenn er die Fenster nach dem inneren Hofe öffnete, um einen warmen Strahl der schräg herabgleitenden Sonne aufzufangen, oder erfrischende Luft in's Zimmer dringen zu lassen, saß drüben ein Frauengesicht hinter Pantoffelblumen und Monatsrosen, schaute aber niemals auf, wenn seine Scheibe klirrte, oder wenn ihm gar, wie einmal, der thönerne Kopf und Abguß seiner Pfeife in den Hof hinabfiel.

Man sagt, Mangel an Neugierde sei entweder angeboren, oder ein Ergebniß guter Erziehung. Er empfand diese um so weniger, als sein Kopf von Dingen erfüllt war, die sich nicht auf diese Welt bezogen. Er war Assistent der Sternwarte

und ein eifriger, nur seiner Wissenschaft lebender Gelehrter. Was droben am unermeßlichen Himmel in geheimnißvollem Werden und Wachsen sich darstellte, seine Bahnen vollendete und nach ewigen Gesetzen sich vollzog, das beschäftigte seine Gedanken; was hier drunten knospte und blühte, was in den Zweigen zwitscherte, oder was sich unter der Menschheit näherte und abstieß, haßte und liebte, das lag ihm ferner. Er ging meist einher, wie im Traum, und nur, wenn einmal fröhliches, herzliches Kinderlachen vom Hofe zu ihm emporbrang, konnte er plötzlich aufhorchen. — Dann schlugen die seligen Töne seiner eigenen Knabenjahre an sein Ohr und erfüllten seine Brust mit verzehrender Sehnsucht.

Es war Frühling geworden, aber er wußte es kaum. Unter Büchern vergraben, lebte er seiner Forschung, oder er stand auf seinem Beobachtungsposten und schaute hinauf in die unergründlichen Fernen, hier leidenschaftlich erregt, dort ein stiller, in sich gekehrter Grübler.

Schon lange glaubte er, einem neuen Kometen auf der Spur zu sein, und dies Ereigniß erfüllte so sehr seine Gedanken, daß er eines Tages ein kleines, blondes Mädchen, das über die Straße sprang, fast umgerannt hätte, und es später nur

der festen Hand eines Vorübergehenden verdankte, daß er nicht unter die Räder eines Wagens gerieth.

Endlich stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor und klingelte. Ganz in Gedanken verloren, wartete er und hörte auch den bekannten Schritt. Aber statt seiner Wirthin stand, leicht erröthend, ein fremdes junges Mädchen mit einem breiten Silberstreifen in den schwarzen Haaren vor ihm. Er stammelte eine Entschuldigung und stammelte noch eine. In seiner Zerstreuung hatte er bei Latka Ezy die Klingel gezogen.

Also das war Latka Ezy von Angesicht zu Angesicht! So sah sie aus! Und schon war er im Begriff, sich abzuwenden, als sie in einem fremden, aber sanft klingenden Dialekt sagte:

„Es ist versehentlich ein Packet für Sie hier abgegeben — darf ich es Ihnen vielleicht —"

Sie wandte sich in's Zimmer. Und da nun plötzlich ihre eigenartige Schönheit vor ihm aufstieg, durchdrang ihn ein bisher unbekanntes Gefühl, und er konnte nicht widerstehen, ihr zu folgen. — — Sie ergriff ein Packet — es waren Bücher — und reichte es ihm. Wie seltsam durchzog das weiße Silberband ihren glattgescheitelten, dunkeln Kopf! Und darunter erschienen fremd-

artige Züge, fremdländisch gefärbte Wangen und rothe, fast übervolle Lippen, die nur mühsam weiße, lachende Zähne verbargen.

Als er etwas unbehilflich und mit allzuvielem Danke sich von ihr entfernte, sagte sie unbefangen und freundlich:

„Wir sind ja Hausbewohner und -- sogar Nachbarn. Da versteht's sich doch von selbst. — Ich hätt' Ihnen die Bücher sonst gleich hinübergesandt." —

„Was treibt denn das Fräulein drüben eigentlich?" fragte der Mann zaghaft am Abend desselben Tages seine Wirthin und wandte sich ab, damit sie sein Erröthen nicht bemerken möge.

„Sie ist eine Professorstochter. Der Vater war Orientalist an der Universität und starb vor zwei Jahren nach langer Krankheit. Nun ist sie hierhergezogen und giebt Unterricht in fremden Sprachen."

„So, so!" — —

Der Komet wollte sich nicht finden lassen. Der Frühling verging. Der Sommer kam, zuletzt erschien der Herbst, und schon fielen die ersten Blätter.

Jeden Tag guckte er in den Himmel und — in fremde Fenster gleich aufmerksam.

Wie blitzte es jetzt oft hinter den Scheiben hervor! Zuletzt neigten sich zwei Köpfe — gleich verlegen — zum Gruß, jeden Tag, jeden Morgen; allmählich noch öfter. Es war ein stummer Verkehr, der doch eine lebendige Sprache redete.

Und als die Jahreszeit die weißen Schuhe anzog, da stand er eines Tages in demselben kleinen Stübchen — die Sonne schien trotz Winterszeit — und legte, trunken von ihrer Schönheit, seinen Arm um ihre blühende Gestalt und küßte sie. — —

Nun hatte er zwar keinen Kometen, aber zwei Sterne entdeckt, die ihm zärtlich und voll sanfter Gluth entgegenstrahlten. Was aber an stillem Glück über sein sonst so ernstes Gesicht flog, das vermag keine Feder zu beschreiben!

Gabriele.

1.

Die Meisten, die seit einem Menschenalter in den gärtenreichen Patricierhäusern sorgenlos der Tage Schwinden belächelt hatten, waren geflohen. Der Krieg war beendet. Der Sieger zog in das Land und auch in dieses Städtchen ein. Es war ein kleines, stilles Städtchen. Rauchende Schornsteine von Fabriken, in denen der unruhige Hammerschlag ertönte, und die Kraft des Dampfes die Menschenarbeit unterstützte, gab es nicht. Es wimpelten keine frachtbeladenen Schiffe auf dem Flüßchen, und statt des eifrigen Pfiffs der Locomotive ertönte noch das Hü Hü des Fuhrmanns oder der träumerische Klang des Posthorns.

2.

So Vieles war verändert! Fremde Menschen mit fremden Gesichtern, die ihre eigene Sprache redeten, oder ihre Laute in die Landessprache

mischten, tauchten auf, nahmen Stellen und Aemter, und zogen mit sich Familie und Anhang. Im Lande grollte und murrte es leise und laut. Aber die eiserne Faust der Gewalt unterdrückte Ingrimm und Auflehnung, und der Gefangene gewöhnt sich auch an das Klirren der Kette. Jahre vergingen. Die Gebildeten der alten Bevölkerung hielten fest zu einander. Man tauschte Höflichkeitsformen aus, aber die Eindringlinge blieben Fremde und fühlten es, daß diese Generation unsichtbare Schranken gezogen habe.

3.

Unter den alten Herrensitzen, die verlassen wurden, war einer, der sich vor allen anderen auszeichnete. Wie Riesenwächter erhoben sich stolze Eichen und Buchen vor seinen Mauern, und im Park standen Bäume und neigten ihre Zweige auf die bewachsenen Wege, die ein hundertjähriges Mark in den gewaltigen Stämmen bargen. Eine adelige Familie hatte einst das schloßartige Gebäude bewohnt. Etwas künstlich war auch um jene Zeit der Glanz aufrecht erhalten, aber doch beschlich den Eintretenden ein seltsam andächtiges Gefühl, wenn er in den großen, hohen Flur trat, die alten Roccoco-Gemälde über den Thüren be-

trachtete und sein Auge an den verschnörkelten Stukkaturarbeiten der Decke haften blieb. Verblichene seidene Tapeten bedeckten die Wände der Gemächer, aber das schwache Colorit wirkte nur um so anmuthiger und erhöhte fast die Schönheit. Tiefe Fensternischen, in denen zahlreiche kleine Pastellbilder hingen, bildeten einen abgeschlossenen Raum für sich, und über und durch Alles wehte ein unbeschreiblicher Hauch von alter Würde und vornehmer Abgeschlossenheit.

Jetzt theilten sich zwei Fremde in das Haus, welche es um einen Spottpreis gemiethet hatten. Einer derselben, ein verheirateter Beamter, wohnte im Parterre, und die Kinder eilten hinaus und fingen den Frühling und den Sommer unter den prachtvollen Bäumen des Parks ein, während aus einem hohen, nach der Gartenseite belegenen Raume im oberen Stock die vollen Klänge eines Pianos drangen. Die zierlich steifen Menuettweisen des Spinetts waren lange verklungen, aber auch heute würden sie in dieser Umgebung nicht überrascht haben.

4.

Diesen oberen Stock bewohnte ein einzelner Mann. Er war noch jung und ward berufen,

um den jüngst verstorbenen alten Domorganisten, der zugleich die Stellung eines städtischen Musikdirectors bekleidete, zu ersetzen. Im Städtchen liebte man Musik und pflegte sie eifrig. Als er, fremdartig im Schnitt der Kleidung auch, seine Besuche machte, sprach er von einem unsichtbaren Herrscher, dem er diene. Er frage nicht nach Politik und sonstigem Wirrwarr, nicht nach den selbstgeschaffenen Gegensätzen, er habe ein neues Reich begründet und fordere auf, in seine Tempel einzutreten.

5.

Er kam aus der großen Welt. Seit vielen Jahren war er Lehrer in einer fürstlichen Familie gewesen, die lange Reisen unternahm. Fremde Kirchthurmspitzen und Plätze, Volksgewühl und buntes Leben waren an seinem Auge vorübergezogen. Mit vielen verschiedenen Menschen, die in fremden Zungen redeten, war er in Berührung getreten, und weil er viel erfahren und erlebt hatte, streifte er schon in seiner Jugend die Begierden nach Geräusch und Ruhm bei der Wahl einer Lebensstellung ab.

„Glücklich, wem der Ehrgeiz und die Sucht nach Gold erstirbt, wenn er den Höhepunkt ihrer

Reize nicht kennt!“ hatte ihm einst Jemand gesagt. — Er wollte eine kleine Stadt und er fand sie hier.

Allmählich näherten sich die alten und neuen Kreise durch seinen Einfluß und sein Wirken, so sehr sie sich auch Anfangs sträubten. Er verstand es, vermittelnd einzugreifen.

Nicht nur die Liebe zur Musik tröpfelte ihm etwas in sein Blut, wodurch er die Menschen gewann, auch was sonst schön und gut war, durchdrang ihn mit einem stillen Feuer, das seine Umgebung erwärmte.

6.

Ein Jahr war vergangen und noch eins.

Diejenige, die er eines Tages in sein Haus einführte, hieß Gabriele. Wer jemals sich in Vorstellungen erging, wie Undine wohl ausgesehen haben möge, oder wer sich im Roman oder Märchen ein weibliches Gebilde durch seine Phantasie verzaubert hatte, der fand wohl die Verkörperung in ihr. Es flog wie des Frühlings Erröthen, wie das Roth, das er wundersam auf Blumen und auf das junge Wachsthum der Früchte malt, über ihr Angesicht, wenn man sie anredete. Sie

hatte eine zarte und feine Seele, und die Natur legte ihr langes, blondes, weiches Haar auf den Scheitel und umrahmte damit ihr unbeschreiblich liebliches Frauenantlitz. Sie stammte aus den alten Familien der Stadt und die erste Heirat mit einem Fremden war's, die sich geschlossen hatte. Ihr Vater war früh gestorben; mit ihrer Mutter, von der sie die rührende Sanftmuth und Bescheidenheit geerbt hatte, lebte sie seit langem in stiller Zurückgezogenheit und über Alles liebte sie die Musik. Des jungen Musikers Herz erbebte, als er sie zum ersten Male singen hörte, und er warb im Stillen um sie schon bei diesem ersten Anblick.

7.

Wo er nicht allein zu versöhnen vermochte durch die unsichtbare Macht, der er diente, da ergänzte ihn sein junges Weib durch den Zauber ihres Wesens. In ihrem Hause fanden sich die Alten und die Fremden, und wenn sie sich trennten, überlegte Jeder daheim, der eine an dem anderen das Menschliche, das keinem fremd ist. Ernst und Gabriele wirkten nur im Kleinen, aber die Berührungspunkte, die ewig gemeinsame bleiben, wo immer sich Gebildete begegnen, wußten sie für

beide Theile zu finden, und die Fäden hielten sie mit geschickten Händen. Die Achtung, die eine neidische Welt zu erweisen vermag, ward ihnen; die Besseren hatten nur gute, anerkennende, oft begeisterte Worte; was von den Lippen der kleinen Geister Tadelndes drang, vermochte ihren Werth nicht zu schmälern.

Und abermals verging ein Jahr. Da stieg in den reizenden Räumen, die der junge Ehemann mit seinem Schönheits- und Kunstsinn, oft mit den unbedeutendsten Mitteln, zu schmücken verstanden hatte, die Sorge auf.

Das holde, verlegene Roth war auf Gabrielens Wangen gewichen, es hockten trotzige, heftige, dunkle Fleckchen auf ihnen, vor denen der Mann erschrak. Es waren die grausamen Vorboten einer zehrenden Krankheit.

8.

Sie saß am offenen Fenster und schlief. Er harrte stumm und blickte auf ihre zarte Erscheinung. Die Erinnerungen traten an ihn heran. Es war am Hochzeitstage gewesen in später Stunde, als er sie hinaufführte, sie zärtlich umschlang und ihr zuflüsterte: „Nun bist Du ganz mein!“ Sie

durchwandelten ihr kleines Zauberreich und schauten zuletzt in den mondbeschienenen Park. Der breite, grüne Rasen leuchtete mit geisterhaft lebendigen Farben neben den schwarzen Bäumen hervor. Feine Dünste der Nacht schienen emporzusteigen und sich mit dem metallischen Licht zu vermählen.

„Nie wollen wir diese Räume verlassen! hier ist unser Glück. — Ich erwerbe das Haus als mein Eigenthum. — Bist Du glücklich?“ Da flog ein Sonnenschein um Abendzeit durch das Gemach. Er glitt über ihr Gesicht, als sie ihm antwortete.

„So, und nun singe mir, ehe wir zur Ruhe gehen, noch einmal das Lied, mein Lied, das ich gedichtet und in Töne gebracht, als ich Dich zum ersten Mal gesehen hatte.

Und da klang es durch die Nacht:

So lang die Zeit, so alt ich ward,
Hört' reden ich vom Liedersang.
Das sei der wunderholdste Klang!
Ich fühlt' es auch,
Wenn an mein Ohr es einmal drang.

So lang die Zeit, so alt ich ward,
Verließ mich die Empfindung nie:
Das ist Gesang — doch fehlt die Poesie —
Da sangest Du —
Und wortlos beugte ich das Knie.

So lang die Zeit, so alt ich ward,
Traf solcher Zauberton mich nicht. —
Dein Singen ist wie ein Gedicht,
Nein, Dichtung im Gesang —
Wie das durch meine Seele drang!

So lang die Zeit, so alt ich ward,
Klang's bebend nach mir durch's Gemüth —
Und hör' ich einst mein letztes Lied —
Ersehn zum Trost ich mir
Im Sterben noch — ein Lied von Dir!

9.

Immer engelhafter ward ihr Gemüth. Es schien, als ob ein barmherziger Gott von ihrem Herzen Besitz genommen habe. Wenn er krank war, pflegte sie ihn wie eine mildthätige Schwester, mochte er nicht reden, saß sie still über ihre Arbeit gebückt und wartete, bis es ihm zu sprechen gefiel, lachte er, zuckte es mit tausend lebendigen Funken in ihren Augen, und wenn er an dem kleinen blendendweiß gedeckten Tischchen saß oder einen Wunsch hatte, war sie um ihn wie nur immer eine zärtliche Hausfrau.

Da kam der Frühling.

Durch den Park zog ein knospenschwellendes, Saft und Farben treibendes Wehen, im Erdreich zuckte es drängend, die Luft erzitterte von Vogel-

gezwitscher und auf dem Dache klapperte laut der Storch.

Ah! wie es in der Natur dampfte und rang und schwoll, bis nach einem stillen, seidenfädigen Regen, der sie in sanfte wogende Dünste hüllte, plötzlich auch die Sonne die großen Portale öffnete und mit goldenen warmen Lichtwellen Alles überfluthete. Wie mit einem Zauberschlage lag die Welt in einem duftbetäubenden Blüthenmeer.

Aber drinnen lag ein armes Geschöpf, matt, — todtkrank. — Der Frühlingsmonat sprang lachend in sein eigenes Grab und winkte seinem bereiten Gefährten. Ihr Frühling nahm mit herzzerreißender Wehmuth Abschied. — —

10.

Jeden Tag saß er an ihrem Bett und tröstete und umhalste sie sanft.

„Bald, bald wirst Du wieder an meiner Seite sein —." Und wenn er ihr dieses sagte, wenn er sie tröstete, riß es ihm an's Herz, denn er wußte, daß er eine fromme Lüge sprach. Den Blick immer auf ihn geheftet, lag sie wie ein vom Sturm geknicktes Pflänzchen.

„Wenn ich erst wieder das Bett verlassen habe,

wirst Du es auch wieder besser haben — Jetzt fehlt so viel. — Ich sorge mich. — Aber ich fühle, daß ich bald wieder nach Allem werde selbst sehen können. — Sei nicht böse. — Sei gut —." So tröstete auch sie ihn und nickte ihm zärtlich zu. Wenn er aber die Thür schloß, dann weinte sie in's Kopfkissen, als ob ihr Herz vor Schmerz sich zerfasern wolle. Auch sie täuschte ihn, in dem Verlangen, ihn froh zu sehen, ihn glücklich zu wissen, so lange sie es vermochte.

An einem Spätnachmittage lag sie allein, und ihre Augen verschleierten sich. Eine furchtbare Schwäche überkam sie, eine Schwäche, die das nahe Vogelgezwitscher aus dem Park wie ein fernes, ersterbendes, kaum noch mit den Sinnen zu erfassendes Geräusch erscheinen ließ. Die Gegenstände umher verdunkelten sich, Alles zerfloß. — „Ich muß — ich muß noch leben — ich muß ihn noch einmal — sehen —." Sie riß ihre Seele empor. Sie heftete ihre Augen mit der ganzen Willenskraft auf sein Bild. — Sie ballte die fieberfeuchten Hände, sie holte mit der letzten Kraft Athem — —. Da öffnete sich die Thür; er trat in's Zimmer.

„O Du — Du —", flüsterte sie und sah ihn mit einem unendlich liebevollen Blick an.

11.

Der letzte Sonnenschein spielte am Fenster. Im Krankengemach wards kühl und still. Er saß an ihrem Bett, streichelte ihre Wangen und fragte: „Wie ist's heute —?“ „Besser, viel besser —“ „Nein, mich dünkt, Du bist heute so blaß, Gabriele — Du leidest mehr?“ — — Sie schüttelte den Kopf; welche Willenskraft gehörte dazu, noch zu lächeln, noch das Haupt zu bewegen.

„Sing unser Lied, sing Du's einmal —“ sagte sie. „Jetzt, bevor es dunkelt —.“

Er erhob sich, setzte sich an den Flügel und präludirte. Während er sang, sah sie ihn an. Seltsam klang heute das Lied, — von draußen schien Alles zitternd zu lauschen.

So lang die Zeit, so alt ich ward,
Klang's bebend nach mir durch's Gemüth —
Und hör' ich einst mein letztes Lied,
Ersch'n zum Trost ich mir
Im Sterben noch — ein Lied von Dir!

Als der letzte Ton verklungen war, umfaßte ihr verschleiertes Auge noch einmal die Umrisse seiner Gestalt, und noch ein einziger Laut drang als letzter Athem über die sterbenden Lippen: „Mein Ernst!“

Lange war die Sonne ſchlafen gegangen; die Abendluft wehte fröſtelnd in's Zimmer; die Geiſter der Dämmerung wiſperten in den Ecken und Winkeln des ſtillen Raumes, aber noch immer kniete eine Geſtalt neben dem Bett und flüſterte in langen Pauſen, in herzzerreißenden Lauten: „Gabriele!“ —

Stute Lotte.

Dat weer so wat üm Wihnachen, so wat üm de Tid, wo man anfangt to denken: „Na nu kummt de Utgav ja ok as son Kinnerkrankheit allmäligen heranslengelt!“ Frilich mit en anner Utgang, denn nich Vernichtung un Dod weckt Jammer un Wenen, ne, lichte Freid kummt äwer de Minschheit, un alle Harten sind glücklich und fröhlich. Also üm disse Tid mak ik min Spatziergang un simeleer nu so lütt weg äwer de Promonad hen.

„Gon Dag, Herr Amtsrichter! seggt da en Stimm, de mi bekannt weer. Ik keek mi üm un seh Meister Discher Frahm, de de Mütz afnimmt un so stahn blift, as wenn he seggen wull: „Ik heff Tid, en Beten to snakken, wenn Du mi beehren wullt.“

„Dag, Meister“, segg ik.

„Na, wo geiht?“ „Ah, dat trekkt sik so eben weg.“ „Un de Kinner?“ „All god to weg.“ — „Wat gifts Nües?“ „Min Swesterdochter is storv'n Herr Amtsrichter! Hem se ja kennt, — Se weer ja mit Peter Klasen in Bredstedt ver-

heirat — nich de Klasen, wo ik de Prozeß mit harr: Hans Peter Klasen. — Sin Broder Klas Klasen weer ja bi de Isebahn anstellt — de Ol sturv an Slaganfall, de Stadtkasseer: Peter Klasen." — Mi wurr bi all de Klasens all ganz dämlich in de Kupp un snell gung ik mit so'n lütt Beileidsgemurmel up en anner Thema äwer.

„Frahm!" segg ik, „kun'n se mi nich en Schaukelperd vör min Jung to Wihnachen maken?" — „Ja, wovör dat nich, Herr Amtsrichter?" „Ik kunn mi ja ok sacht en köpen, abers am Enn — son'n Meister as Se sünd" — „To vel Ehr, Herr Amtsrichter — Abers da könt Se sünst seker sin, dat Perd ward nüdlich! Lotte schall ut de Nüstern snuwen, dat dat man so'n Art hett. — Ik heff doch jümmers so'n beten in Holt sned'n, dat is min Hauptvergnögen."

„Ja, ik weet Frahm, un just üm dat is mi so de Gedankn kam'n — Wenn't man nich to dür kummt, tomeist, wenn de Stut ut de Nüstern snuwen schall?" Ik lach, un he lach ok un sä: „Kummt nich dürer, Herr Amtsrichter! Ik mal dat Perd ok glik" — „Blot nich grön, sünst alle Farwen" — unnerbrök ik em un lach wedder, un he sä: „Herr Amtsrichter, ik heff de ganze Stut all in'n Kopp: Witt, mit swarte Appeln

achter bi'n Steert, wat man ſo ſeggt: en richtige Appelſchimmel." — „Gud — nu denn to Wihnachen! Hol'n Se abers nu ok Wurt, Frahm, ik verlat mi up Se! — Er Fru god to weg?" „Ja, ja, ganz munter un nüdlich — Wat abers dat Schaukelperd anlangt — Se kenn'n mi doch, Herr Amtsrichter — Wenn ik wat verſpreken do." — Ik geev em de Hand un gung min Weg. Un de Tid gung mit er'n unſichtbaren Pendelſlag, dat ſtöwer ſik witt in mit Snee, un de Sünn lach dat all wedder weg, un böſe Küll keem un legg ſik an de Finſter mit Muſter as fröher in de Sweizergardin. Min Paul truck mit'n ſcharpn Fingernagel öwer dat Finſteris, mal en lüttn Mann hen, de keen Hals un keen Buk harr, probeer ok en beten up de Tung, wenn ſik üm un ſä: „Papa, ſchenkſt Du mir recht was Schönes zum Weihnachten?"

Da full mi dat Schaukelperd wedder in, abers — natürlich — ik leet mi nix marken un ſä: „Mein lieber Paul, dies Jahr giebt's nichts! Und jedenfalls muß ich erſt mal das Zeugniß ſehen, welches Du aus der Septima mitbringſt." — Dat dat Legen doch nich ut'n Minſchen herut kummt! Ik harr vör min lütte ſöte Jung all en ganſe Regiſter farig, un dit Geſchenk

harr ik blot vergeten! Richtig, dat wär ja de Hauptsak!

As ik min Akten achter mi harr, schreev ik an Frahm: „Lieber Meister, vergessen Sie den Apfelschimmel nicht! Mein Paul, glaube ich, möchte gerne auch ein bischen auf den Leib marmorirt haben und den Schwanz schwarz! Vielleicht kriegen sie letzteren mit Wichse schön blank heraus, aber er darf natürlich nicht abfärben!“ —

Dat harr nu mal so'n Reiz vör mi, mit Meister Discher min Spaß to maken, un he verstünn mi ok ganz gud, denn he schreev torügg:

„Hochgeehrter, wohl edelgebohrenster Herr Amtsrichter!

Ihren Schreiben habe ich richtig empfangen und dürfen Herr Amtsrichter schon glauben, daß Stute Lotte ein von die besten Razepferden werden thut, abers ich konnte leider wegen die lange Krankheit von mein Hauptgeselle nich an die feinere Arbeit herankommen. Heute bestelle ich noch das Holz und werde den Marmors ann Leib nicht vergessen, von wegen den Schwanz abers wär es wohl besser, wir wikhsten Lotte die Stiefeln unten. Indem alles bestens besorgt wird, Herr Amtsrichter, mit alle Achtung

Frahm.“

As ik de Breef leſen haar, full mi in, dat ik uppe Böhn ol Holt liggen harr. — Ja, richtig, da weer'n noch Stücken vun en ol Schaukelperd vun min verheirate Dochder Marie.

„Hanſen", ſegg ik to min Amtsbad, „Hanſen, ſöken Se ma dat Holt herut un bring'n Se dat na Frahm hen! He kunn dat villich to Lotte-Schaukelperd verwenn." —

„De Meiſter weer nich to Hus", ſä Hanſen. „Aflewert heff ik't." — „Gut, Hanſen, gehen Sie!" „Ganz wohl, Herr Amtsrichter."

Acht Dag vör Wihnachen fung min Fru al mit all de Heimlichkeiten an; verſtek wat unner de Diſch un mak ſo'n gewiſſe gliekgüllige Mien, wenn ik mal ſo vun ungefähr in de Stuw keem. Ja, wo dat denn ſo is! Jeder geiht ſin Weg mit de Börfreid un köfft un köfft un wunnert ſik, „daß der Etat nun dieſes Jahr doch wieder überſchritten iſt!" Abers vör uns lewe Kinner is ja allens gemeinſam, un ſo fragt min Fru denn ok: „Heinrich, wie iſt's denn mit dem Schaukelpferd für Paul? Es wird doch fertig?" „Natürlich! Stute Lotte! Apfelſchimmel mit gewichſten Padden!" murmel ik.

„Du meinſt?"

„Ich meine?! Es wird eine Stute, welche aus

den Nüstern blaſen ſoll. So habe ich mit Frahm abgemacht!“

Wihnachabend ſtünn vör de Dör. Vun Frahm nix! De veerundtwintigſte keem, vun Frahm nix!

Ik ſchick Hanſen hen. He kummt torügg. „De Fru ſä, er Mann weer ut Huſ' up Arbeid. So vel ſe weten ded, er weer vun en Perd nix bekannt.“

„Vun en Perd?“ ſä ik. „Hem Se nich ſeggt: Dat Schaukelperd?“

„Ja, mag ok wull ſin — ik weet nich, Herr Amtsrichter! Ik glöv abers nich! Ik ſä blot, Herr Amtsrichter kreeg doch ſin Perd! — Na, en Mißverſtändniß is doch nich mäglich.“

„Nein, davon iſt keine Rede! Aber ich hätte gerne die Beruhigung, daß der Mann Wort hält, — daß das Spielzeug für meinen Jungen heute kommt! Es ſoll doch mit auf den Weihnachtstiſch!“

„Ik will noch mal hengahn, Herr Amtsrichter.“ —

Hanſen keem torügg. Frahm weer wedder nich to Hus, abers de Fru harr er'n Mann ſpraken, un he harr ſeggt: „So wat wull un kunn he nich up ſin Gewiſſen nehm'n.“ —

„Was kann er nicht auf ſein Gewiſſen neh-

men?" pruſt ik nu herut. De Sak weer mi al äwer, un en geheime Stimm flüſter mi to, dat min lütte Paul um ſin grötſtes Vergnögen kamen ſchull.

„Ja, ich weiß nicht, Herr Amtsrichter! Die Sache kommt mich etwas räucherig vor. Ich muß das ſelbſt ſagen." —

„Iſt das Schaukelpferd für Paul gekommen?" reep min Fru un ſteek de Kopp in't Contor.

„Ne!" „Kommt es am Ende garnicht? Ach, wie ſchade!"

Nu mak ik mi int Sneegeſtöwer up de Weg na Frahm. De Klock weer halwig fiev, üm acht ſchull de Beſcherung vör ſik gahn.

„Meiſter in der Werkſtatt?"

„Ja, Herr Amtsrichter!" ſä de Fru ganz benaut.

Dat rök harzig un na Lim. Da weer en bannig Rementer an de Hubelbank, un man kunn meiſt nich dörchkamen dörch all de holten Ringellöckſchen, de vun de witten Bräder affullen weren.

„Meiſter Frahm?"

As en arme Sünner keem he herut, wiſch ſik de Hänn an de Schört af un ſä: „Oh, welche Ehre, Herr Amtsrichter." —

„Na, Frahm!" ſä ik in en böſen Ton: „Wo

is min Stut, wo is min Lotte, wo is min Appelschimmel?“ —

„Is nich! Herr Amtsrichter. Wo könn'. Se denn denken! — Ne, sowat nehm ik nich up min Gewissen.“ —

„Schon einmal habe ich die unsinnigen Redensarten gehört! Was nehmen Sie nicht auf Ihr Gewissen? Vollen Ernstes! Ist das Schaukelpferd für meinen Paul fertig oder nicht?“

Da treck sik Meister Discher Frahm in de Höchd un sä mit Würde un in höchst beleidigte Ton:

„Herr Amtsrichter! Dat is gegen min Aevertügung, un wat gegen min Aevertügung is, da bringt mi ok de Marschall Kanrobert nich to!“ (De Nam föhr he mal in de Mund un sprök de französsche Marschall ut, as ik dat hier henschriewen do. De Himmel mag weten, in wat vörn oln Smöker he wat äwer de Marschall „Canrobert“ lesen, un wat em so imponirt harr.)

„Na wat denn, wat denn? To'n, Dunnerwetter!“

„Herr Amtsrichter! Dat gift Dreerlei, dat is gegen min Aevertügung. Ut ol Holt en Himmelbett, en Sleden (Schlitten) un en Schaukelperd. — Ik kann't nich, ik do't nich, denken Se sik, wat vör Unglück darvun kamen kann!“

„Ja wer twingt Se denn, „ol" Holt to nehm'n?"

„Herr Amtsrichter! Hanſen hett mi ol Holt vun Se bröcht — ik ſchull vör Pauling en Perd torech maken. Unbeſcheiden wull ik nich ſin. Ik heff mit mi kämpft, Herr Amtsrichter, — abers dat is gegen min Aevertügung."

Ik weer ut Rand un Band, min Fru weer ganz bedrövt.

Wo harrn wi uns up dat Perd freit!

Abers mit de Energie un mit de wahre Mannhaftigkeit, mit de ik jümmers utrüſt weſen bin in grote Lebenslagen, wo't drup ankummt, „nicht den Muth ſinken zu laſſen, dem Schickſal in's Auge zu ſehen und raſch einen entſcheidenden Schritt zu thun" — gung ik na de Wihnachtsbaſar vun Korl Engel un — hannel da en Hotte Hotte in, de ſin Art harr. „Freilich, einen der „hinten beim Steert ſwarze Apfeln hatte und einen ſwarzen Swanz", den funn ik nich.

Ik köff en brunen Wallach „mit ſwarte Padden" un — Paul, Paul? Na, de hett ſik freit!

Liſette.

Der Marktplatz war schlecht gepflastert, in der Mitte stand ein figurenreicher, alter Sandsteinbrunnen, aus dem Jahraus Jahrein ein frisches, helles Wasser plätscherte. Die Stufen, welche hinaufführten, waren abgenutzt und abgeschlissen, denn im Laufe von Jahrhunderten ging's Treppauf Treppab. — Allezeit, wenn die Sonne schien, lag ihr breitester, heißester Glanz auf diesem Fleck Erde, nur ganz droben in die fensterlosen Öffnungen der alten, spitzgegiebelten Häuser, hinter denen die Hausgeister ihr Wesen trieben, vermochte sie nicht hineinzuscheinen. Ganz verschont von der heißen Sonne blieben auch die einmündenden engen Gassen mit ihren gewaltigen, finster dreinschauenden Gebäuden. Wer alte Städte besuchte, etwa in Salzburg, Köln oder Wien war, kennt diese schattigen ja, düstern Straßen mit ihren schmutziggrauen Häusermauern und dem Hauch vergangener Zeiten, der ihnen anhaftet.

In einem dieser schattig kühlen Häuser wohnte eine Beamtenwittwe, die eine einzige Tochter hatte,

und ich, der ich Junggeſelle war und beim Landgericht einen bequemen Poſten bekleidete, hatte mich bei ihr eingemiethet.

Meine beiden Zimmer, die Liſette in Ordnung hielt, glänzten ſtets, als ob ein Handwerksmeiſter ſie eben für ſeine bevorſtehende Hochzeit hergerichtet habe, und allezeit — wie's möglich war, weiß ich nicht — ſtanden Topfgewächſe mit anmuthigen Blumen hinter meinen Fenſterſcheiben, ja, zur Sommerzeit nickte ſtets eine Roſe auf meinem Arbeitstiſch, die Liſette mir erneuerte, ſobald die erſten Blätter ſich löſten.

Die alte Dame hatte ſich mit geduldiger Ergebung hier zurückgezogen und verzehrte die Einkünfte ihrer beſcheidenen Penſion. Vielleicht heiratete Liſette einmal; dann war Alles erfüllt, was ſie vom Leben erwartete.

Liſette aber hatte einen Fehler, nein, keinen Fehler, aber etwas, das abſtieß, — ihr ganzes ſanftes Geſicht war mit Sommerſproſſen bedeckt. Und doch ſchien die ſchöne, glänzende Unheilbringerin niemals in unſere Straße herein! Vielleicht ſchämte ſie ſich, daß ſie es trotzdem angerichtet hatte.

Seit Jahren ging ich bei meinen Wirthsleuten aus und ein, ſaß manchen Abend bei ihnen im

Wohnzimmer, schwatzte, las die Zeitung vor, neckte den Dompfaff, spielte mit dem Hunde oder neckte auch Lisette, die mich dann immer mit ihren großen braunen Augen seltsam anguckte. Es war, als ob Alles äußerlich an ihr lache und — doch ihr Herz weine.

Es stand auch fest, sie sollte meine Frau werden! Aber wenn ich mir dies ausmalte, trat plötzlich ihr Gesicht vor mein Auge, dieses fast über und über mit kleinen Fleckchen bedeckte Gesicht, welches die grausame Himmelskönigin solchergestalt entstellt hatte, daß es mit dem Schleier verhüllt werden mußte, wenn der Wittwe Tochter über die Straße schritt.

Ich schob meinen Entschluß denn doch auch immer wieder auf, ich kam nicht drüber weg. Die alte Frau aber saß am Strickstrumpf mit ihrem milden Lächeln, und es schien mir, als ob darin ausgedrückt liege: Kommt Zeit, kommt Rath — Sorge dich nicht!

Es verkehrte auch ein junger Kaufmann, ein entfernter Verwandter, bei meinen Freunden, doch sah ich ihn selten, fast nie, weil jene — wer weiß weshalb — uns nie zusammen einluden.

Wenn Lisette seiner gedachte, geschah's stets mit Achtung, aber ohne sonderliche Wärme, und

meine Gedanken beschäftigten sich kaum jemals mit ihm.

Und so ging die Zeit. Jedes Jahr kamen die Schwalben und nisteten unter dem Dach unseres alten Hauses, flogen im schnellen Zickzack durch die Gasse und über die Dächer, bis endlich Alles in ihrem Hausstand besorgt war.

Aber immer noch hockte ich unentschlossen in meinen Zimmern, ohne Ernst zu machen und den fröhlichen Geschöpfen nachzuahmen.

Endlich, als es mich dünkte, daß Lisette von Woche zu Woche ernster, schweigsamer und zurückhaltender gegen mich ward, packte es mich eines Tages, ihr mein Herz zu erschließen. Es war an einem Sonntag, an einem feierlich schönen, golddurchwirkten Herbstmorgen.

Ich kleidete mich sorgfältiger, klopfte zur ungewohnten Zeit zaghaft an die Thür und trat ein.

Wie immer, war das Zimmer hübsch und sauber aufgeräumt. Blumenduft und Vogelgezwitscher erfüllten das Gemach. Lisette aber saß in einem hellen Morgenkleide, das ihre feine Gestalt vortheilhaft umschloß, am Fenster und las. Sie legte unwillkürlich und sichtbar erschrocken die Hand auf's Herz, als ich mich näherte.

Von draußen, vom Markte her, erklang sanfte

Musik einer wandernden Capelle herüber in den kühlen, stillen Raum und erhöhte die Feierlichkeit des Augenblicks. Ich aber faßte Muth und sagte Alles, was mir auf dem Herzen saß.

Aber niemals sah ich solche plötzliche Bläße auf einem menschlichen Angesicht. Das Mädchen antwortete nicht, sie schaute auch nicht auf, und ehe ich wußte, wie's geschehen, hatte sie mit ihrem leisen Schritt das Zimmer verlassen.

Was war das? Tausend Gedanken wanderten durch meinen Kopf, unschlüssig ging ich auf und ab, bis die Thür sich plötzlich öffnete und die alte Frau, mühsam ihre Thränen trocknend, in's Gemach trat.

„Was ist? Was ist? liebe Frau Seume?" rief ich hastig und eilte auf sie zu.

Sie faßte meine Hände und wollte sprechen. Endlich, nachdem ihr die Stimme schon einigemale versagt, rang es sich mühsam aus ihrer Brust, und was sie herausstieß, klang wie ein vereinter Schrei von Beider Lippen.

„Bis jetzt hatte Lisette gewartet — alle Jahre — still und geduldig — fest hoffend — aber da nun Karl Jürgens immer von Neuem drängte, hatte sie ihn auf gestern beschieden. — Wenn dann nicht —"

Das Übrige erstickte Schluchzen; sie neigte das Haupt und sank in einen Stuhl.

In diesem Augenblick verhallten die letzten Klänge der Musik vom Markte; Alles war still; wie ausgestorben erschien das Gemach — — aber auch in meinem Herzen, als ich in meine Junggesellenräume zurückkehrte und in der verzehrenden Qual des Verzichtens, Lisettens liebes, wehmüthiges, heißbegehrtes Antlitz vor mir aufstieg.

Ich habe sie seitdem nie wieder gesehen.

Ob du glücklich geworden bist, Lisette?

Lisette —

Die Bildts.

„Von Amtswegen!“ sagte der Gerichtsbote und überreichte dem vor dem Jägerhause stehenden und seinen Tauben nachschauenden Förster ein versiegeltes Schreiben.

„Na, wat's denn nu wedder los?!“ gab der Angeredete zurück, ließ sich auf eine Bank vor dem Hause nieder und winkte jenem, zu warten. Der Alte nickte mit dem Kopf und stand unbeweglich. Jetzt schlug hinter dem Hause ein Hund an; dann hörte man das Flattern und ängstliche Gackern aufgescheuchter Hühner.

„Satan!“ rief der Förster, warf das ungelesene Schreiben auf den Sitz und stürzte in's Haus.

Der Alte schüttelte das Haupt und stand wie träumend neben dem auf den Erdboden geglittenen Schreiben, das er aber nicht berührte. — Jammernde Töne eines unbarmherzig geschlagenen Thieres unterbrachen die Stille des Waldwinkels. Dann erfolgte unterdrücktes Wimmern und der Schall einer hastig zugeschlagenen Thür. Und nun — ein Schuß. — Die Tauben senkten sich

in demſelben Augenblick wie eine von einem plötzlichen Windſtoß zertheilte Federwolke auf das Haus hinab.

Eine Magd erſchien, wiſchte, ſtumm nickend, mit einem Tuch über den Tiſch und rückte die ſeitab ſtehenden Stühle in einen Kreis zuſammen. Ein kleiner Teckel, der ihr gefolgt war und deſſen Inſtinkt ein bevorſtehendes Frühſtück witterte, richtete ſich, ohne daß ſie ſeine Anweſenheit zu bemerken ſchien, an ihrer Schürze empor. Endlich ging ſie, und die alte Stille trat ein.

Der Alte lüftete die Mütze und fuhr ſich mit der Hand durch das graue, ſchweißige Haar. Dann ſetzte er ſich auf die Bank, legte das Schreiben auf den von der Magd näher gerückten Tiſch, beugte den Oberkörper vor, ließ die Arme auf den Knien ruhen und zeichnete mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand.

So verrann die Zeit. Ab und zu blickte er nach dem Eingang. Die Magd kam noch einmal. Er ſchaute ihr in's Geſicht. Es war vom Weinen entſtellt, und mit zitternden Händen ſetzte ſie Gläſer, Brot und Braten auf den Tiſch.

„Wat is, Hanne?“ fragte er.

Sie ſah ihn nur ſtumm an und ſeufzte. Aber während ſie ſich von neuem mit dem Frühſtück

zu thun machte, beobachtete er, wie die Tropfen aus ihren Augen langsam sich lösten und das Tischtuch benetzten.

„Se schullen hier blieven! He kummt glik," sagte sie endlich, die Sprache gewinnend.

„Wat fehlt di, Kind?" und er veränderte seine Stellung.

„Still, still, Kitzerow," erwiderte sie, ängstlich nach der Thür schauend. „He hett mi slahn; ik gah af, morgen! — O Jeses! Wat vörn Leben is hier int Hus —"

„Segg em, ik har kene Tid to töven, Hanne."

Sie schüttelte den Kopf. „Ik tru mi nich."

Der Alte winkte; sie näherte sich, und er flüsterte ihr etwas in's Ohr.

„Mein Gott! Is't wahr? Na, verdeent hett he't. Dat is keen Minsch — de Mann. — Eben hett he uns Diana —"

Sie unterbrach sich furchtsam. Der Förster erschien.

„Na, du Goos, wat steihst du hier un snackst? Vörwarts, du Schlump! Hal de Win! Bring de Käs!"

Mit einem heftigen Stoß schob er sie fort.

„Ik hev dat Beest dod schaten," sagte er zu dem erschreckten Alten. — „Kumm, Kitzerow, wi

wülln en beten eten un en Glas Win drinken!" fuhr er fort und ließ sich schwerfällig, die ausgerauchte Jagdpfeife auf den Tisch werfend, nieder. „De Brev kann ik jümmers noch studeren."

„Danke, Herr!" sagte der Alte, „mi is de Appetit vergahn. Adjüs ok! Dat Schrieven abers laten Se man nicht to lang liggen!" Er wandte sich zum Gehen.

„Ne, du blivst hier un fröhstückst mit mi! Kene Umstänn, Kitzerow —"

Der Alte zauderte. Das Mädchen erschien noch einmal.

„Sett man hier up de Kant! hier! — Hörst du nich?"

Ein Glas fiel klirrend zu Boden.

„Versteiht sik, du Goos! — Abers ik will di lehr'n!"

Der Mann sprang empor, ergriff das aufschreiende Mädchen und wickelte seine Fäuste in ihre kurzen, dünngeflochtenen Zöpfe.

„Lat mi, Herr! Ik will't betalen! — Kitzerow! Kitzerow! Help mi!"

Der kleine Teckel schlich mit eingezogenem Schwanz und einem menschlich klugen Ausdruck davon. Ihm folgte zitternd und wie von Schmerz gebrochen, das sich mühsam aufraffende Mädchen.

Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Alte war aufgesprungen; die Zornader schwoll an in den verwitterten Zügen. Der Förster aber stieß mit der Fußspitze die Scherben zur Seite, hantirte umher und zog eine Flasche auf.

So vergingen einige Minuten; dann erschien das mißhandelte Mädchen abermals in der Thür, lief seitwärts an ein Gebüsch, streckte drohend die Rechte aus, während die Linke ein kleines Bündelchen krampfhaft umfaßte, und rief dem erstarrten Förster zu:

„Ik gah ut din Hus, Förster! Behol din Geld. — Ik will lever betteln gahn, as bi di deenen, Unminsch! Kitzerow is Tüg vör Gericht. — Abers ik war mi sülvs rächen! Dat war ik —"

„Schwieg, Satan!" brüllte der Förster und machte einige Schritte vorwärts.

Das Mädchen floh weiter, stand endlich athemlos still und schrie durch die sie schützenden Bäume:

„Du hest all din Lohn, Förster! Du büst affett! Affett! Brek man up dat Amtsschrieven!"

Der gereizte Mann wollte vorspringen; er hätte sie eingeholt, er hätte sie erschlagen in seiner Wuth, als sich plötzlich eiserne Arme um seine Brust legten und eine Stimme hinter ihm sagte:

„Wenn Se noch een Schritt maken, trekk ik

Se vun achtern dal, un — so wahr en Gott levt —"

Dann ließ ihn diese fremde Gewalt, und jener stürzte an den Tisch und ergriff das Schreiben. Er las es und erbleichte.

Der Alte bewegte ernst das Haupt, sah dem Förster Konrad Bildt fest in die Augen und wandte sich dann wortlos an die seitwärts vorüberziehende Landstraße, auf der er verschwand.

Die Försterei der königlichen Domäne war von Vater auf Sohn übergegangen. Das vollzog sich schon seit Generationen. Vor acht Jahren hatte dieser Förster das sogenannte Jägerhaus bezogen, aber es bedurfte um jene Zeit der dringendsten Fürsprachen, um den „wilden Konrad", wie er schon als junger Mensch genannt wurde, hier in Amt und Brot einzusetzen.

Der alte Bildt, der sich nach seinem Abgange in ein Häuschen in der Stadt zurückgezogen hatte, mahnte seinen Sohn eindringlich, sein stürmisches Wesen zu mäßigen und seinen unruhigen Geist zu bezwingen. Es gab eine Zeit, wo das ehrliche, derbe, gutherzige Zureden des alten Mannes Eindruck auf Konrad gemacht hatte. Doch die Zeit

war lange vorüber, und alle Welt hätte nun die eingetretene Katastrophe voraussagen können.

Nach Konrads eben geschilderter Verabschiedung erhielt sein jüngerer Bruder Ernst die Stellung als Förster und ward in Amt und Würden eingesetzt. Die Folgen von allerlei Unregelmäßigkeiten, die den Behörden in ihrem ganzen Umfange nicht einmal bekannt wurden, beseitigten dieser und der Vater mit nicht unerheblichen Opfern. So war Konrad lediglich wegen Nachlässigkeit und wegen Ueberschreitung seiner dienstlichen Rechte entlassen, aber er wußte es selbst am besten, daß nur deshalb kein Richter erschien, weil der Kläger fehlte. — —

Die Enkelin des alten Bildt, Lise, saß am Spinnrad. Zu ihren Füßen schnurrte die Katze und ging, den weichen Körper an des Mädchens Gewande streichend, mit leisen Schritten auf und ab. Ihr gegenüber am Fenster saß Konrad, dem der alte Förster vorläufig eine Wohnung bei sich eingeräumt hatte, und schien eifrig zu lesen. Aber verstohlen streifte sein begehrender Blick zu dem Mädchen hinüber.

„War der Advokat hier, Lise?“ unterbrach er endlich das Schweigen.

Sie nickte.

„Was sagte er? Warst du dabei?"

„Ja, ich war dabei. Er meinte, daß er die Adresse von Brodersen's Sohn in Brasilien — ich weiß nicht, wie der Platz heißt, wo er sich aufhält — verschaffen könnte."

Er erwartete, daß sie emporschauen würde, als sie den Satz nicht ausklingen ließ.

Man hörte das Knittern der Zeitung, die Konrad in seiner Hand hielt, das Geräusch des Spinnrades, endlich das Miauen der Katze, die an der Thür kratzte.

Lise stand auf und öffnete. Das Thier aber guckte in den Flurraum, zögerte wie im Besinnen und wanderte dann langsam in's Wohnzimmer zurück.

„Na, Musch, kumm!" rief das Mädchen. Aber die Gerufene hörte nicht und sprang plötzlich mit einem Satz auf das Fensterbrett, an welchem Konrad saß. Dieser aber faßte mit einer raschen Bewegung das Thier in's Genick, hob es empor und schleuderte das wild zappelnde Geschöpf mit roher Hand so heftig in's Gemach, daß es sich überschlug.

Lise war aufgesprungen. „Onkel!"

„Ik kann ken Katten lid'n! De sünd falsch, grad as de Minschen. — Blot du, min lütt

Lise —" Er stand auf und wollte das Mädchen umfassen.

„Faß mich nicht an!" sagte sie entschlossen, erhob sich und wich vor ihm zurück.

Nun trat er näher, aber in demüthiger Haltung, und in seine Stimme legte sich ein Ton, der das Mädchen eigenthümlich berührte.

„Du könntest mir noch auf den rechten Weg helfen, Lise! Wenn du wolltest, könnte alles gut werden! Wenn du mich lieb hättest, Lise —"

Sie antwortete nicht, und doch schien infolge dieser ungewohnten Regung ihr sanftes Gemüth eine Erwiderung auf die Lippen zu legen.

„Wandere mit mir aus, Lise! Komm mit mir nach Amerika."

Er streckte die Hand aus, und sie faßte sie scheu. Nun stand er dicht neben ihrer zitternden Gestalt, und in einem leisen, gebrochenen Tone flüsterte er:

„O Lise, wenn du in mein Herz sehen könntest! — Ich bin elend! Schwarze Nacht ist in meinem Innern, und in der ganzen Welt giebts nur einen Sonnenstrahl, der alles wieder aufhellen kann, das ist deine Liebe."

Sie entzog ihm die Hand und trat behutsam zurück. Thränen standen in ihren Augen.

„Ich kann nicht, Onkel. Du thuſt mir ſo leid, daß ich weinen könnte. Aber ich kann nicht mit dir gehen; — ich kann auch — ich kann auch — deine Frau nicht werden, denn —"

„Denn?" fragte der Mann, über deſſen Antlitz ein Ausdruck glitt, als ob alle Teufel der Leidenſchaft aus ſeinem Innern herausbrechen wollten. „Denn?" fragte er ſie noch einmal, als ſie unter dem Zauberbann ſeines Blickes kaum zu athmen, viel weniger aufzuſchauen, aber auch nicht zu reden vermochte.

„Laß mich, Onkel!" entrang es ſich ihr endlich. „Laß mich! Ich flehe dich an! Denke, daß ich meinen alten Großvater nicht verlaſſen kann; denke daß — O, du lieber Gott —"

Nun erſtickte heftiges Schluchzen weitere Worte. Aber im Ausbruch roheſter Wuth vollendete nun er, der vor ihr ſtand, den von ihr begonnenen Satz und rief, in's Plattdeutſche übergehend:

„Denk, dat ik din Broder Ernſt, de in Amt un Brot ſitt, heiraten will, un dat dat en vel bederes Geſchäft is, as mit de wille Kunrad an'n Trualtar to tred'n. — O! Ik haß em! Ik haß em! — Erſt nimmt he mi min Amt — denn nimmt he mi min Lev — und toletzt ward he mi ok min Arfdehl ſtehl'n!"

„Onkel! Onkel!“

„Ach wat! Ik will ſpreken! Abers ik will ok hanneln, ſo wahr, as de Mand an'n Himmel ſteiht!“

Und plötzlich in eine entſetzliche Luſtigkeit übergehend, trat er auf das Mädchen zu, umfaßte ihren erbebenden Körper, und während er der entſetzt Abwehrenden wilde Küſſe auf Haupt und Wangen drückte, ſchrie er:

„Kumm, lütt Brut! lat di küſſen! de Brüdigam ſitt in Holt! Ik will ſin Amt hier paſſen! He verwalt min Amt buten!“

„Is dat din Buß, verruchte Minſch?“ rief eine wutherregte Stimme hinter ihm, und der alte Bildt, in ſchneeweißem Kopf und dunkelgerötheten Angeſichts, ſtand mit erhobenem Waldſtock vor dem Zurückweichenden. „Herut ut min reine Hus! In'n Ogenblick!“

Konrad zögerte, aber hielt an ſich.

„Herut, ſegg ik!“

„Vadder!“

„Großvater!“

„Gah ut min Hus, ſegg ik di ton letzten Mal. En Minſch ahn Ehr un Geföhl —“

„Nimm dat Wurt torüg, Vadder!“

„Ahn Ehr, ſegg ik! Biſt du nich en Verbreker?

Din Deenſtpligt heſt du verſümt; — de Kaſſ' heſt du angrepen!" — hier ſenkte ſich die Stimme des Alten — „Gott un de Minſchen büſt du en Gruel — en Nagel büſt du to min Sarg; — din Broder verfulgſt du as Kain ſin Broder Abel. Din egen Anverwandte, dat lütt unſchullig Kind, min Liſe, packſt du an as en Thier in de Brunſt!" Der Alte fuhr wie entſetzt über ſeine Stirn. „Wat blivt noch över? Afkat Hanſen ſchall di veerhunnert Dahler utbetahlen; — gah nach Amerika, abers —"

„Hol nu up, Vadder!" ſchrie der Mann, der mit geballten Fäuſten vor ſeinem Vater ſtand.

Der Alte hielt inne.

„Giv mi min Arfdehl, Vadder! Verſprek mi, dat Hanſen mi dat utbetahlen ſchall, un ik will gahn un nich wedder kam'n. Ik will gahn in diſſe Ogenblick."

Der Alte ſchwankte und antwortete nicht.

„Vadder, hörſt du!? Bald förder ik min Arfdehl; eben hev ik noch bed'n! Antwurt!"

Schon ſchien der alte Bildt beſiegt; Liſe war vor ihn herangetreten und ſchmiegte ſich bittend an ihn. Aber als die letzten Worte über Konrads Lippen glitten, entfärbte ſich das Antlitz des alten Mannes, und er rief:

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Du förderſt? Nu denn: Ne, ne, ne!“

„Na, denn behol din Geld, un din Jungfer un din leve Söhn in't Jägerhus!“ ſchrie Konrad und rannte gegen den Alten auf.

Das Mädchen wollte ſich zwiſchen ſie ſtellen, aber der ſinnlos Erregte ſtieß ſie beiſeite.

„Mak frie Bahn! — frie Bahn, ſegg ik di! Ik belach dat ganſe Komödiantenſpill! Nu mag kamen, wat will!“

Er ergriff ſeinen Stock. In demſelben Augenblick wollte auch der alte Bildt den ſeinigen erheben, und ein entſetzliches Wort drängte ſich bereits auf ſeine Lippen, als er plötzlich zu wanken begann und dann, von Liſe ungenügend unterſtützt, ſchwerfällig auf die Erde glitt.

Konrad aber ſtieß die Thür auf und enteilte mit wilden Flüchen in's Freie.

Liſe ſaß die ganze Nacht an dem Bett des Alten, der nur den Mund zu öffnen verſuchte, um ſeinem Enkelkind zärtliche Worte zu ſagen. Sie aber ſandte heiße Dankgebete zum Himmel, daß der liebe Gott ihrem Großvater die Sprache in demſelben Augenblick genommen, wo ihm etwas Entſetzliches — ein Fluch gegen den eigenen Sohn — auf der Zunge gebrannt hatte.

Seit jenem Morgen war fast ein Jahr verstrichen. Die Sonne hatte geschienen, im Walde hatten die Vögel gesungen, die Rehe waren aus der Lichtung auf die Getreidesaaten getreten und im Herbst hatten die Schüsse im Forst geknallt. Der Winter war, Leben und Frohsinn begrabend, mit weißen Fußstapfen in's Land gekommen, und wieder war der Frühling dem leuchtenden Sommer vorangetanzt, der seinen grün-goldigen Tempel im Walde aufschlug.

Wie einst Konrad, stand heute der neue Förster, Ernst Bildt, vor der Thür des Jägerhauses und schaute mit gespanntem Blick den Waldweg hinab. Endlich schimmerte ein Gewand durch die Bäume. Es näherte sich die Erwartete, Lise, die heute zum Besuch bei dem jungen Onkel erwartet wurde.

Wenn eine Uebereinstimmung zwischen den drei Männern bisher häufig gefehlt und neuerdings sich Alles nur allzu unfreundlich zwischen dem alten Bildt und Konrad zugespitzt hatte, war Lise mit ihrem freundlich-stillen Wesen doch immer wieder versöhnend eingetreten, und um ihretwillen, die von dem Alten und den Brüdern fast wie eine Heilige verehrt wurde, war es zwischen dem älteren Bruder und den beiden anderen bis jetzt zu einem wirklich offenen Bruche nicht gekommen.

Erst der letzte Streit hatte einen solchen nun unheilbar herbeigeführt.

Ernst trat seiner Nichte entgegen, und sie legte ihre kleine Hand in seine derbe Rechte. Hinter ihr stand ein Bursche, der einige von ihm erbetene Gegenstände aus der Stadt mitgebracht hatte. Der Förster winkte ihm, in's Haus zu gehen, und zog seine Nichte auf die Bank.

„Was macht Vater?" hob er in ungelenkem Hochdeutsch an und schaute ihr voll und begehrend in's Gesicht, so daß sie, da die Bedeutung der Frage durch seinen Blick eine fremde Beimischung erhielt, unwillkürlich die Augen senkte.

„Gut, Onkel! Er will auch nächster Tage zu dir in's Jägerhaus kommen und über Onkel Konrad sprechen."

Das Angesicht des Försters verdunkelte sich, und er schwieg.

Nun war es an ihr, seinen Blick zu suchen.

„Onkel Ernst!" sagte das Mädchen.

„Was ist, Lise?" fragte er zerstreut, während der finstere Ausdruck allmählich einem freundlichen Scheine wich, der über sein schönes Gesicht flog.

Sie schaute sich um, ob sie ohne Horcher seien, dann trat auf dieses junge Antlitz ein ent-

schlossener Ausdruck, und sie sagte halblaut zu ihm gewendet:

„Gieb mir die Hand darauf, Onkel, und versprich mir, daß in der Zeit, wo ich bei dir im Jägerhause bin —"

„Na, was ist?" unterbrach er sie kurz und heftig, fuhr aber in seiner Rede nicht fort, denn sie wollte sich erheben.

„Soll ich sprechen?"

„Ja!" erwiderte er weicher, und nun sagte sie, während sie ihr Auge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von rührender Sanftmuth zu ihm aufschlug:

„Schütze mich vor Onkel Konrad! Du weißt, er stellt mir nach! Aber versprich mir auch als Mann und Anverwandter, daß du —"

Sie vollendete nicht. Sie zitterte, denn neben ihr zitterte auch der Mann, und eine solche Röthe stieg in seine Stirn, und so furchtbar war seine Aufregung, daß die Brust aus dem Jägerrock herauszuspringen schien.

„Hier nicht!" sagte er und zog sie willenlos mit sich fort. Sie gingen nebeneinander, bis sie, nicht weitab vom Hause, ein Gärtchen erreichten. Sie wanderten schweigend durch die sonnenbeschienenen Wege. In den Beeten brannten die

Pantoffelblumen, und die Hitze wallte um ihre Blüthen. Pfeffermünzgesträuch duftete, blaßviolette Iris streckten ihre Häupter aus den schilfartigen Blättern. Das Erdreich war trockenkörnig und ausgedörrt, aber die Fuchsien zeigten frische, lebendige Farben, und ihre blaurothen Blumen leuchteten im Sonnenlicht. Jetzt schlug auch der sanfte Duft der Federnelken durch die heißträge Luft.

Schon einmal war ein solches Bild vor Lise erschienen; das Alles hatte sie schon einmal gesehen. So hatten die Blumen geduftet; jene Hecke kannte sie. Gerade ein solches Plätzchen, auf das er ihr winkte, sich niederzulassen, stand lebendig vor ihrer Erinnerung. — Und als sie nun die schattige, von einer Trauerweide eingefriedigte Laube erreichten und er den Mund öffnete und als er zerstreut mit dem Finger auf dem großen, runden, mit grüner Farbe nur noch spärlich bedeckten, in der Mitte geborstenen Gartentisch trommelte, da wußte sie genau, daß er die Worte sprechen würde, die er nun sprach:

„Lise, wenn du mich nicht heiratest, schieß' ich mich todt Nun sage mir deine Antwort."

Sie sah, nachdem er gesprochen hatte, unverwandt auf den Spalt in der Tischplatte, sie suchte die verwischten Spuren der grünen Farbe; — sie

sah draußen die Fuchsien — sie sah den unerträglich heißen Sonnenschein um die Blumen fluthen — sie vermochte nicht zu antworten.

Als Kind hatte sie einst ein Fetzchen von ihrem Kleide abgerissen und in den Ofen gesteckt. Ihre Mutter hatte sie geschlagen, und sie sollte um Verzeihung bitten. Sie wollte nicht, sie konnte nicht. Tausend innere Stimmen riefen ihr zu, daß sie sprechen solle. Sie vermochte es nicht. Auch jetzt konnte sie nicht reden. Statt an ihn zu denken, der mit fliegendem Athem vor ihr saß, statt zu überlegen, was sie ihm erwidern solle, tauchte immer wieder die Erinnerung an diese Scene in ihr auf, und wie gebannt brannten ihre Blicke auf den Riß im runden Gartentisch. Es war wie ein umstrickender Zauber.

Nun schrak sie auf.

„Ich weiß deine Antwort, Lise!“ keuchte es aus des Mannes Brust. Er stand auf; sie erhob sich auch. Sie wollte sprechen, sie wollte ihm sagen, daß sie von einer unsagbaren Angst beherrscht werde, daß Konrad sich an ihnen Allen rächen würde, wenn sie seinen Wunsch erfülle, daß sie lediglich, um einem entsetzlichen Ereigniß vorzubeugen, zaudere — ihr eigenes drängendes Herz bezwinge, und daß sie sich fürchte, Ernst

werde ihr zu ihrer aller Unheil diese Befürchtung ausreden. Aber sie fand auch jetzt nicht den Muth, sagte nichts, und so gingen sie, ohne zu reden in's Haus zurück.

Abends hatten sich warme Sommerlüfte über die Gegend gelegt. Geheimnißvolles Dunkel umfing das Jägerhäuschen, und als Ernst vor die Thür trat und seinen Blick in den Wald zu senken versuchte, strebten die Baumstämme in riesigen schwarzen Schatten, wie unheimliche Märchengestalten vor ihm auf. Es war so still, daß das Fallen eines früh verwelkten Blattes an sein Ohr schlug. Eine Fledermaus schwirrte, tief flatternd, gespenstisch an ihm vorüber und verschwand im Zickzackflug hinter dem Hause. Einmal ertönte verspätetes Pferdehufengeräusch von der nahen Landstraße; allmählich erstarb auch dieses. Ein leichter Abendhauch bewegte die unsichtbaren Baumwipfel. Schlafendes Gethier wurde wach. Ein ängstlich rauschender Vogelflug verklang rasch. Aus dem Dickicht erscholl ein Eulenschrei und dann noch einmal.

In Lises Zimmer war's dunkel und still. Es war dem Förster, als ob er sie in dieser geheimnißvollen Stunde athmen höre, und als ob sein Auge, trotz der Finsterniß, an ihr Lager zu dringen

vermöge. Sie lag mit gefalteten Händen, friedlich schlafend, da. Seine Gedanken waren rein, nur zu ihrer Seele, die er liebte, drängte sich die seinige. Plötzlich stand sie körperlos neben ihm und flüsterte:

„Verzage nicht! Geh in's Haus! Geh in's Haus!"

Halb drängte es, halb hielt es ihn. Endlich wandte er sich mit langsamen Schritten an eine Bank und setzte sich. Ein berauschender Duft entstieg dem Walde, und jetzt vermochte sein Auge die Dunkelheit zu durchdringen; seine Phantasie begann sich zu regen. Bekannte Gestalten traten vor sein geistiges Auge: viele aus seiner Kindheit; einige, mit denen er als Mann in Berührung getreten war. Rasch, wie ein Blitz, zog sein ganzes Leben an ihm vorüber. Aber nicht minder verfolgte ihn die Erinnerung an die unbedeutendsten Einzelheiten, die er längst in seinem Gedächtniß begraben glaubte. Er hörte fröhliches Lachen — sah ein buntes Kindergewand, lockiges Haar — und da stand auch Lise wieder neben ihm an der Bank und flüsterte eindringlich: „Geh, geh!" Es schauderte ihm, und doch war ihm so süß-beklommen zu Muthe. —

Bei geöffnetem Fenster, in das die schlafende

Nacht hineinlugte — ein einziger Lichtschimmer stahl sich über das Gesimse und blieb geisterhaft an Mauer und nahem Gebüsch haften —, saß jetzt bei der Lampe der Förster. Schon durch die Dunkelheit hatte er ein weißes Blättchen auf seinem Schreibtisch schimmern sehen. Mit fieberhafter Hast ergriff er es und las, und in seinen Augen zuckten die Thränen und rannen langsam in den Bart. Er küßte die Worte, bis sich die Schrift verwischte. Und verloren in einem seligen Traum, vergaß Ernst Bildt die Zeit und die Stunde, und zauberhafte Bilder stiegen vor ihm auf, die seine Seele mit jenem unaussprechlichen Gefühl des Glücks erfüllten, das nur ein einziges Mal eines Menschen Brust zu durchdringen vermag.

Und doch stand nur wenig auf dem weißen Blättchen, das eine Frauenhand geschrieben hatte:

„Mein theurer Onkel und heißgeliebter Mann! Wenn wir einmal — was Gott noch lange verhüten möge — unseren lieben Alten drüben verlieren sollten, dann ist der Augenblick gekommen, wo wir von unserem künftigen Glücke sprechen dürfen. Nur so lege mein Schweigen aus, achte dieses einzige Bedenken dankbarer und zärtlicher Rücksicht gegen ihn und glaube, daß dich unaussprechlich liebt dein kleines Lieschen."

Zuletzt schlief der Mann, der sein Haupt in seine Hände vergraben hatte, ein. Süße Traumbilder umgaukelten ihn; allmählich fühlte er die späte Nachtluft über seine Stirn wehen, und ein Geräusch am Fenster ward vernehmbar. Es hörte im Traum sein Herz auf zu schlagen, denn er sah eine dunkle Gestalt — einen Mann — in sein Zimmer steigen, sich herabneigen, mit Raubthieraugen auf das geschriebene Blättchen blicken und dann dieses erfassen. — Er hörte ihn mit den Zähnen knirschen und einen gräßlichen Fluch ausstoßen.

Und nun — nun — blitzte eine Mordwaffe neben ihm — —

Er wollte schreien; er wand sich — er strengte alle Kräfte des Geistes und des Körpers an, um sich zu erheben. — Vergeblich. — Aber dann plötzlich fuhr ein gräßlicher Schrei durch die Nacht in den Wald, schlug von Baum zu Baum — erweckte die Vögel und das schlafende Gethier — schien alles Lebendige zu erstarren und alles Todte lebendig zu machen — fuhr wie ein ungeheures Signal von Menschenleid und Menschentücke gen Himmel, bis es verklang an dem stummen, nächtlichen Himmelsgewölbe.

Und von jenem Schrei, den Ernst Bildt selbst

ausgestoßen hatte, erwachte er und sah entsetzt um und neben sich. Ihm grauste, aber mehr noch im Wachen als im Traum, denn ein flüchtiger Schatten schien in der That in dem Dunkel der Nacht zu verschwinden. Seine verschärften Sinne glaubten das hastige, allmählich ersterbende Geräusch eines fliehenden Menschen zu vernehmen.

Er schloß das Fenster und ließ — gleichsam wie besser behütet — die Vorhänge herab. Dann leuchtete er durch die Wohnräume und blieb lauschend an Lises Thür stehen.

Er hörte ihren regelmäßigen Athem. Sie war da! Ihr war nichts geschehen! Nun hätten Geister mit rothen Feueraugen und brennenden Krallen erscheinen können, Teufel mit glühenden Zangen und Gespenster mit rasselnden Ketten — ihr Heiligenbild in seinem Herzen hätte sie bald verscheucht, wie seine Gegenwart vordem jene Fledermaus, die nun schlafend in der Mauerspalte hockte.

Es war im Februar, um die Winterszeit des folgenden Jahres.

Die Todtenglocke läutete. Vor dem Kirchhofe hielt ein Wagen, dem zwei Menschen entstiegen. Der Pförtner nickte mit dem gelassenen Ernst

dieſer Leute. Ein Mann und ein Mädchen gingen langſamen Schrittes über den breiten, freigeſchaufelten Schneeweg, der die Grabſtätten durchſchnitt. Es waren Ernſt Bildt und ſeine Nichte. Schon ſtanden ernſte, fröſtelnde Menſchen, die ſich ſtumm vor den Verwandten des Todten verneigten, um den Sarg in der Kapelle. Ein ſtark geheizter Ofen, der aber in dieſen todtkalten Räumen keine Wärme zu verbreiten vermochte, erhöhte den Eindruck des Eiſigen und verſtärkte das Gefühl angſtvoller Trauer, die uns, zumal um dieſe Jahreszeit, an den Todtenbahren durchfröſtelt.

Die letzten Kränze wurden aufgeſchichtet. Einen Augenblick richteten ſich Aller Blicke und Gedanken auf die Blumen. Nun aber erſchien der Prediger. Ernſt und Liſe und jetzt auch der plötzlich eintretende Konrad näherten ſich dem Sarge.

„Selig ſind die Friedfertigen!“ lauteten die Worte, mit denen der Geiſtliche anhob und die bedeutungsvoll das Ohr der Verſammlung trafen.

Hier hatte der Tod noch einmal die beiden Brüder vereinigt, welche ſich äußerlich bereits ſo fern ſtanden, als ob ſie nie zueinander gehört hätten.

Als der Geiſtliche auch ihrer im Verlauf der Grabrede erwähnte, zuckte es eigenthümlich auf in

Lises Seele. War nun jeder Groll, jeder Gegensatz verwischt? Würde dieser schmerzliche Trauerfall den Anlaß zu einer dauernden Versöhnung geben?

Nachdem der Prediger geschlossen, erfaßten Konrad und Ernst den Sarg, und alle verließen in gemessenem Schritt die Kapelle.

Draußen schien's doppelt kalt und öde. Als des alten Bildt sterbliche Ueberreste auf den Brettern ruhten und zuletzt, nur noch von Stricken gehalten, über der Tiefe schwebten, zog ein kalter Angst- und Schmerzensgedanke durch die Seelen der drei Menschen. Sie standen wie lebendige Leichen vor der Gruft, und ein beklemmendes Gefühl von Schwermuth und Verlassenheit überragte selbst ihre Trauer. Als aber der Geistliche hier noch einmal das Wort nahm und die seltenen Tugenden des dahingeschiedenen Greises rühmte, erwachte wohl in Konrads Seele das Gefühl, daß sein Vater aus Gram über ihn so früh hatte aus der Welt scheiden müssen, denn wie eine plötzlich aufgebrochene heiße Quelle entströmte es seinen Augen, und alle drei weinten und schluchzten in dem gemeinsamen Gedanken, daß ihr bester Freund auf dieser Welt nun von ihnen gegangen sei.

Konrad verließ ohne Abschied den Kirchhof.

Ernst und Lise sahen ihn auch nicht wieder. Nachdem er die volle Hälfte des ihm trotz seiner Enterbung von Ernst angebotenen Erbtheils durch den Advokaten ausbezahlt erhalten hatte, verschwand er. Alle Nachforschungen waren vergeblich. Zuletzt vermutheten seine Verwandten, daß er das Land verlassen und nach Amerika ausgewandert sei. Es schien in der That so. Von Lise war ein Alp gewichen, und auch jetzt erst vertraute sie sich ihrem Onkel an und theilte ihm ihre früher verheimlichten Befürchtungen mit. Wie ein drohendes, aber unabweisbares Verhängniß hatte die schrankenlose Leidenschaft Konrads über ihr geschwebt. Er brüte Unheil, und sicher werde sich bei der geringsten sichtlichen Annäherung an Ernst etwas Schreckliches ereignen, hatte es stets in ihrem Inneren geflüstert. Inzwischen traf der junge Förster alle nothwendigen Anordnungen. Da sich für das Stadthäuschen unter der Bedingung ein Käufer meldete, daß er den Besitz sogleich antreten könne, änderte Ernst seinen ursprünglichen Entschluß, Lise so lange dort zu belassen, bis er ihr nach schicklicher Innehaltung der Trauerzeit seine Hand reichen könne. Er fand einen für sie passenden Aufenthalt bei einer alten Wittwe, die den Bildts weitläufig verwandt war,

und Lise verließ das Haus, in dem sie so glückliche Tage verlebt und an das sich erst neuerdings so traurige Erinnerungen geknüpft hatten, mit gemischten Gefühlen. Ehe das letzte Stück des Hausrathes, um in das Försterhaus geschafft zu werden, auf den Wagen gepackt ward, ging sie noch einmal in ein kleines Giebelzimmer, das sie seit ihrer Einsegnung bewohnt hatte. Gegen die Fensterbrüstung gelehnt, schaute sie in den leeren Raum, und die Erinnerungen der letzten Jahre zogen an ihr vorüber.

Einmal war sie krank gewesen, und der alte Bildt hatte immerdar an ihrem Bett gesessen und sie gepflegt. Kein Auge hatte er von ihr gewandt, und jetzt sah sie ihn wieder mit seinen lieben, besorgten Blicken vor sich. Ein andermal überreichte er ihr eine Rose, ihre Lieblingsblume, und sagte: „Bald blöhst du ok wedder so schön, min lütt Ros!“ und schaute sie mit einem zärtlichen Blick an. Und wenn sie auch nur durch einen schwachen Händedruck, nur durch die Thränen, die ihr in's Auge traten, ihre Gefühle ausdrücken konnte — er verstand sie. Hier am Fenster hatte sie oftmals einsam gegrübelt, und ihre Gedanken waren mit Ernst beschäftigt gewesen. Drüben

hatte er einmal selbst in zarter Zurückhaltung an der Thür gestanden.

„Schon lange habe ich einmal bei dir vorsprechen und sehen wollen, wie du hier eigentlich wohnst," hatte er entschuldigend sie angeredet, und sie hatte ihm alle ihre kleinen Herrlichkeiten gezeigt. Als er aber sein Bild, von Blumen bekränzt, über ihrem Arbeitstisch aufgehängt fand und neckend gefragt hatte: „Wer ist denn das?" da hatte sie sich erröthend abgewendet, ihm aber rasch die Knospen an dem Rosenstock im Fenster gezeigt, die nun bald aufblühen würden. —

Eines Morgens holte Ernst seine Nichte aus der Stadt ab, und beide wanderten nach dem Abendbrot auf einem Umwege durch den Wald wieder zurück. Zwei wundervolle Waldpartien wurden durch eine große, einsame Wiese getrennt, die, von dichtem Busch und Baum umgeben, gleichsam eine stille Welt für sich bildete. Die Sonne war schon gewichen. Nur ein Nachhauch ihrer Schönheit lag noch über der Welt, und schon erfüllte frisch-kühler Wiesenduft die Luft. Ueber ihnen kreiste, von den letzten Strahlen vergoldet, in der Höhe der unermüdliche Falke. Aus dem gegenüberliegenden Gehölz gurrten Waldtauben ihre träumerischen Weisen, und an den

Stämmen glitt es auf und ab, wie wenn das Licht sich verirrt und den Heimweg aus dem Wald vergessen habe. Unwillkürlich standen Beide still, und in einem unerklärlichen, raschen, überströmenden Gefühl sanken sie sich in die Arme.

„Willst du nun meine Frau werden, bald?“ fragte er zärtlich und umfaßte ihren schlanken Körper.

Einen Augenblick löste sie sich aus seinen Armen und blickte scheu um sich; dann aber umhalste sie ihn stürmisch und flüsterte ein leises Ja!

„Meine liebe kleine Lise!“ drang es aus des Mannes Brust, und immer von neuem umfing er in glückseliger Rührung den Gegenstand seines langersehnten Glückes.

Aber dann schlug plötzlich ein wildes, schreckliches Hallo durch die Luft. Ihm folgte ein gellendes Lachen aus dem Walde heraus. Wie ein Unwetter schien's einen Augenblick über den beiden Menschen zu schweben, bis es als Echo in der Ferne verhallte.

Lise fuhr zurück und erbleichte. Sie zitterte so gewaltig, daß Ernst sie in seinen Armen auffangen mußte.

„Was war das?“ fragte er selbst betroffen.

Aber sie antwortete auch dann nicht, als sie neben ihm weiter schritt, und erst in der Stadt an der Hausthür sagte sie, von gleichgültigeren Dingen auf jenes Ereigniß übergehend:

„Geh heute nicht durch den Wald, Ernst. Thu's mir zu Liebe!"

Er versprach's und küßte sie noch einmal beim Abschied im Hausflur. Dann wanderte er nachdenklich auf der Landstraße nach Hause zurück. —

Als Lise bei ihrer Verwandten einzog, fand sie Hanne, die sich hier als Magd vermiethet hatte. Die Wittwe, welche gerade eine Magd brauchte, nahm das Mädchen auf und wußte bald nicht genug Rühmendes von ihr zu erzählen. Hanne sorgte für alles; sie war fleißig und geschickt, und die geringste Freundlichkeit lohnte sie mit so dankbaren Aeußerungen, daß sich Lise bald zu dem guten Geschöpf hingezogen fühlte.

Nur wenn auf Konrad die Rede kam, legte sich auf des Mädchens Angesicht eine finstere und unversöhnliche Falte; ja, die Braut erschrak vor dem Ausdruck von Haß, sobald das Ereigniß berührt ward, welches jene zum Verlassen des Dienstes gezwungen hatte.

Nachdem Lise in den stillen Räumen ihrer alten Freundin der nachwirkenden Eindrücke des

Schreckens Herr geworden war, konnte sie ihr überströmendes Gefühl nicht mehr beherrschen, und unter Thränen der Freude verrieth sie der Wittwe ihr Geheimniß.

Die Theilnahme der alten Frau war so aufrichtig, daß sich die Braut um so ungezwungener den Ausdrücken ihres Glückes hingab und selbst in die Küche lief, um Hanne die Verlobung anzukündigen.

Und da näherte sich ihr die gute Person und sagte:

„Nehm Se mi mit, Fräul'n, wenn Se heiraten. Ik will niks in de Welt as en gude Herrschaft, un bi Se to deenen — buten int Jägerhus wedder to wahnen — dat wär min grötste Wunsch! Min Fru ward niks dawedder hebb'n.“ —

Und nun war auch endlich der Tag gekommen, an welchem das junge Paar am Traualtar eingesegnet wurde. Nach beendeter Ceremonie in der Kirche fand bei der alten Frau Vogt das Hochzeitsmahl statt. Im Försterhause war Alles vorbereitet, und schon Wochen eilte Hanne voraus, um noch die letzte Hand mit anzulegen.

Als Ernſt und Liſe nach dem Schmaus und nach dem Abſchied von den Hochzeitsgäſten ihr Haus betraten, war dieſes bis an den Giebel hinauf hell erleuchtet. Hanne hatte in jedes Fenſter ein Licht geſtellt; die Thüren waren mit Blumen bekränzt, und ſo viel Ueberraſchendes bot ſich dem Auge der jungen Frau, daß ſie, von Glück und Dankbarkeit überwältigt, ihrem Mann an die Bruſt ſank.

An ſeinem Arm durchwanderte ſie die Räume, welche ſie in der Zwiſchenzeit auf ſein Geheiß nicht hatte betreten dürfen, und überall ſah ſie ſeine ſorgende und liebevolle Hand, überall die Erfüllung ihrer geheimen und ſehnlichſten Wünſche. Hanne folgte vergnügt, und ihr Geſicht ſtrahlte vor Freude, als die junge Frau auf ſie zutrat und dankbar die Hand reichte.

Nachdem noch die Jägerburſchen, der Knecht und einige Landleute aus dem nahgelegenen Dorfe ihre Glückwünſche dargebracht hatten, zogen ſich die beiden Neuvermählten zurück. Hanne löſchte die Lichter in Wohngemach und Flur und ſchloß die Thüren. Zuletzt verſchwand auch das einzige erleuchtete Fenſter nach der Gartenſeite, hinter dem ſich das Schlafgemach des Förſters befand, und endlich auch das Licht in Hanne's Kammer, die

in einem kleinen Anbau, unmittelbar daneben, zur Ruhe gegangen war. Noch einmal bellte der Hund, der wohl durch ein vorüberschleichendes Thier aus dem Schlafe aufgestört war, und dann schien Alles in festem Schlaf versenkt.

So vergingen einige Stunden. Schon war's über Mitternacht, und tiefste Dunkelheit hatte sich über die Erde gelagert. Der beginnende Herbst löste ab und zu einige Blätter von den Bäumen; sie schwebten leise herab. Auch stöhnte es hin und wieder in den Aesten, denn der Lebenssaft der Bäume begann zu vertrocknen.

Da plötzlich ertönte ein harter, kurzer Schlag. — Was war das?

Ein Apfel war vom Aste senkrecht herabgefallen.

Und noch einmal knackte es drüben im Garten, als ob ungeschickte Geister in den Bäumen ihr Wesen trieben.

Ein leiser Luftzug strich vorüber; eine unverschlossene Thür knarrte im Nebengebäude. Im Dachstuhl schien es sich leise zu regen. Mörtel hatte sich unter einer Dachpfanne gelöst, glitt raschelnd vom Dache hinab, sprang ab und fiel — in weitem Bogen — auf die Landstraße. Zuletzt flüsterte es noch ein Weilchen in den Wipfeln der

Bäume, bis auch dieser Laut erstarb. Stumm lag ringsum die Welt und schlief.

Aber dann schlug plötzlich der Hund mit lautem, kurzem Gebell an. Er knurrte furchtsam, und nach kurzer Pause ward's ein ängstliches Winseln, das jählings verstummte. Schleichende Schritte wurden vernehmbar und näherten sich dem Wohnhause. Eine dunkle Gestalt tauchte auf, ward aber ebenso rasch von der Nacht verschlungen. War's ein Gebilde der Phantasie? Nein, denn die Gestalt stand vor dem Hause, und die Thürklinke ward leise angedrückt.

In diesem Augenblick brüllte einigemal rasch, gleichsam hilferufend, die Kuh im Stall. Nun wich die Gestalt zurück, hockte lauschend im Dunkel und trat erst wieder hervor, als die Umgebung in das alte brütende Schweigen versank.

Die Gestalt — es war ein Mann — begann von Neuem an dem Schlosse zu hantiren, jetzt sicherer, wenn auch hastig. Er sah nicht, daß in der nach dem Vorgarten zu gelegenen, im Bau vorspringenden Kammer ein Licht am Fenster erschien; er sah nicht, daß sich Jemand erschreckt im Bette aufrichtete und horchte, mit jener Spannung horchte, die Unruhe und Entschlossenheit zugleich verräth.

Der nächtliche Störer klinkte geräuschlos die Thür auf. Eine Blendlaterne beleuchtete auf einen Augenblick sein Gesicht. Es war Konrad Bildt.

Leise zog er das Schuhzeug von den Füßen und stellte es hinter die angelehnte Thür. Dann öffnete er das Wohnzimmer und schaute umher. Hier stand ein großer Schrank, eines jener alten Möbel, deren runde Pultklappen zurückgeschoben werden können. Er rückte daran. Die Klappe gab ohne Schlüssel nach. Nun stellte Konrad die Laterne in die freigelegte Oeffnung und suchte in den Schubladen.

Was war das?

Ward nicht draußen ein schleichender Schritt vernehmbar?

Nein! Thorheit! — Er fand Papiere und Geld, ließ das Letztere unbeachtet und nahm jene an sich. Es waren Dienstpapiere und Quittungen, durch deren Fehlen seinem Bruder Verlegenheiten bereitet werden konnten. Er durchsuchte Alles und legte nach der Musterung das Nebensächliche sorgfältig wieder an seinen Platz.

Dort war noch ein Fach. — Aber nun hörte er doch ganz deutlich ein Geräusch vor dem Hause, an der Thür. Er horchte gespannt und wollte

schnell das Pult schließen, vermochte aber die Hand nicht zu erheben; — er wollte gehen, doch saß es ihm wie Blei in den Gliedern; — sein Herz schlug so laut, daß — —

Da rasselte plötzlich die Uhr im Uhrgehäuse. Sie schlug zwei laut tönende Schläge. Verfluchte Störung! Und jetzt faßte es den Mann zagend, trotz seines Widerstrebens. Mit verhaltenem Athem schaute er unverwandt auf das Fenster. Und immer noch, und immer unmöglicher schien es ihm, sich aufzuraffen, weil das Geräusch seiner eigenen Bewegungen ihn mit Furcht und Grauen erfüllte.

Endlich fand er seine Gelassenheit einigermaßen wieder. Er untersuchte unter der Nachwirkung seines klopfenden Herzens, mit schlotternden Knien und zitternden Händen, nochmals ein Fach in dem Pulte. Endlich schob er Alles in fliegender Eile an seinen Platz zurück, schlich auf den Zehen durch das Gemach und wollte das Zimmer verlassen. In der Hast aber hatte er die Laternenklappe nicht geschlossen; das schmale Lichtchen verlöschte durch die fiebernde Bewegung seiner Finger. Konrad Bildt war im Dunkeln. Verdammt! — Er tappte vorwärts.

Was war das? Er fand keine Thür. — Der

Teufel! Während strömender Schweiß seinen Körper bedeckte, machte er Licht. Nun sah er, daß er in der Verwirrung seiner Gedanken den entgegengesetzten Weg zum Ausgang eingeschlagen hatte und — — Aber da raschelte es doch ganz deutlich am Fenster draußen. — Das war keine Täuschung! Er blieb wie angewurzelt stehen und schob mit einer unwillkürlichen Bewegung die Laterne unter seinen Rock.

Und nun raschelte und tastete es noch einmal — — Der Athem stockte ihm. Ah bah! Ein Nachtfalter, von dem Licht angezogen, schlug mit den Flügeln gegen die Scheibe? — Weiter war's nichts — —

Dann aber ereignete sich etwas, das Konrad Bildt das Blut solchergestalt an's Herz trieb, daß er einen Moment wie gelähmt dastand. Der Schlüssel der Stubenthür ward kurz und schnell umgedreht, und ehe der athemlos Lauschende noch zur Besinnung kam, schlug eine fremde Hand die Außenlade gegen das eine Fenster und nun auch mit schnellem Ungestüm gegen das andere. Und während er vor Furcht, aber auch vor Wuth zitterte und erst allmählich der wirklichen, greifbaren Gefahr gegenüber seinen kaltblütigen Trotz wiedergewann, öffnete sich ein kleines, neben der Thür

nach dem Flur zu gehendes Fenster; ein Licht wurde sichtbar, und ein Gesicht guckte ihn an, das er kannte.

„Hanne!“ schrie es dumpf aus ihm.

„Ja, ik bünt!“ sagte sie höhnisch. „Na, un wat is nu? Nu sitt de Vagel gefangen un ward morgen fröh as en Deev nah't Amtsgericht inbröcht.“

„Mak de Dör up!“ rief der Mann drohend und trat näher.

„Wenn du blot Mien makst, di to röhren, rop ik de Herr! Ick will em blot nich wecken, wil hüt sein Hochtiddag is.“

Der Mann stöhnte vor Wuth; er ballte die Fäuste. Verletzter Stolz, Eifersucht, Rache hatten ihn unter dem Schutz der Nacht in das Haus getrieben; nun sah er sich als Dieb gefaßt und mit gefesselten Armen vor dem Richter stehen.

Noch überlegte er, ob er Gewalt anwenden oder ob er sich in das Unvermeidliche fügen solle. Da kam ihm ein anderer Gedanke.

„Hör, Hanne! Lat mi herut! Ik verspref di, dat ik buten Lann gahn will — morgen — hüt noch. — Ik wär all unnerwegs,“ setzte er in verändertem Ton, wie mit sich selbst redend, hinzu, denn es bäumte sich in ihm auf, seiner

früheren Magd Rechenschaft zu geben, „wenn ik nich hört har, dat — — de nie Förster mi ok noch min lütt Lise stahlen har.“

Er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen.

„Din Lise!? Min Fru har sik wull bedankt, so'n elennen Minschen to heiraten, as du büst!“ rief das Mädchen spöttisch dazwischen.

„Schwieg, Satan!“ zischte der Mann mit schlecht verhaltener Wuth und wollte gegen sie aufstürmen; aber er besann sich und fragte noch einmal: „Warst mi herutlaten?“

„Ne! Ik hev di sworen, mi to rächen, as du mi datomal as en Veh behannelt hest — un nu hev ik ok en Pligt, en Deev unschädlich to maken. Ik lat di nich herut!“

Der Mann griff an seine Brust, ging an's Pult und legte die entwendeten Papiere an ihren Platz zurück.

„So, nu giv mi frie Bahn! Wat ik söken deh, wär keen Geldwerth. — Kunrad Bildt hölt sin Wurt, un wenn't ok gegen en Schlump is, as du büst. — Ik gah morgen buten Lann. Mak de Dör up! Ik sprek nu noch in Guden!“

Der letzte Satz lautete so drohend und er machte eine so verdächtige Bewegung, daß das

Mädchen nur mit dem Kopf schüttelte und gespannt hinter der geschlossenen Fensterscheibe auf seine Bewegungen achtete.

Sie sah, daß er die Fenster musterte, dann wieder seinen Blick auf die Thür und auf sie selbst richtete und überlegte, wie und wo er sich gewaltsam einen Ausweg erzwingen könne.

Und nun erlauschte sie, wie er ein kurzes, aber starkes Brecheisen aus dem Rock hervorzog und es in der Hand wog. Sie erkannte die Gefahr, denn seine Kräfte überragten diejenigen gewöhnlicher Menschen. Sie mußte für sich selbst fürchten. Es war dunkle Nacht, und zu der Furcht gesellte sich der Gedanke, daß der Dieb ihr entwischen und ihre Rache nicht gesättigt werden könne. Sie trat zurück und beschloß, eiligst ihren Herrn zu wecken. — Drinnen hörte sie bereits, wie Konrad an dem Fenster arbeitete. Sie wollte gerade forteilen, als eine unheimliche Helle plötzlich durch die Fenster der Hofthür in den Gang fiel.

Eine furchtbare Gewißheit bemächtigte sich ihrer. Es brannte draußen; Konrad hatte auch noch die Scheune oder gar das Haus angesteckt! Und daß dieses Rachewerk gelungen, begriff auch der nächtliche Verbrecher, als ihr Schrei zu ihm

hineindrang. Mit beiden Fäusten schlug er das Fensterglas ein, riß die unteren Rahmen nach innen aus den Fugen und klemmte das Eisen zwischen die freigewordenen Laden. Schon glaubte er draußen Menschenstimmen und Geschrei zu vernehmen; nur wenige Augenblicke waren ihm noch gegeben. — Er arbeitete mit übermenschlicher Kraft gegen die hölzernen Pforten, die seine Flucht hemmten. Allein vergebens; sie saßen fest wie Eisen. Endlich kletterte er empor, erhob den Fuß und schlug wie mit einem Hammer gegen das Holzgefüge. Da endlich gab der Außenriegel krachend nach, und klatschend schlug die eine Hälfte gegen die äußere Mauer.

Jählings, athemlos, aber behende wie ein Thier schwang sich der Dieb hinaus. Er war frei!

Rauch und starker Brandgeruch erfüllten bereits die Luft; er hörte das Geräusch knisternder Flammen und das Herabrascheln von Ziegeln und Steinen in der brennenden Scheune. Ein gräßlicher Wirrwarr schlug an sein Ohr, und daneben vernahm er seine eigenen eiligen Schritte in dem dunklen Walde, den er wie ein fliehender Hirsch durcheilte.

Vierzehn Tage nach dieser für die Bewohner des Forsthauses entsetzlichen Nacht waren vorüber, und noch immer lag Lise krank darnieder.

Das Schicksal erscheint häufig wie ein von thörichten Launen beherrschtes Kind. Voll berechtigter Hoffnungen auf Glück war die junge Frau in den Ehestand getreten; unfaßbar schien ihr anfänglich so viel Gnade des Himmels nach jahrelangem stillen Hoffen, und schon am ersten Tage ward die Ruhe ihrer Seele vernichtet.

Als Ernst Bildt und seine Frau, von Geräusch und Lichtschein erweckt, in jener Nacht in's Freie eilen wollten, stürzte ihnen Hanne, sprachlos vor Aufregung, entgegen.

„De Schün brennt! — Ik weet, wer't wesen is!" brachte sie endlich hervor und fiel gegen die Mauerwand.

Zum Glück eilte der Förster schon bei den ersten Worten hinaus. In Lise aber stieg bei Hanne's bestimmt ausgesprochener Beschuldigung eine furchtbare Ahnung auf, und mit einer unwillkürlichen Bewegung drückte sie dem Mädchen die Hand auf die Lippen. In fliegender Hast erzählte nun diese Alles, was sich ereignet hatte. Lise hörte mit einer fast unnatürlichen Ruhe

zu und gebot jener nach beendetem Bericht Verschwiegenheit.

„De Herr schall ok niks weeten?“ schaltete das Mädchen betroffen ein.

„Du hest mi lev un du büst mi tru, Hanne?“ drängte Lise hastig, ohne die Frage des Mädchens zu beachten.

Hanne nickte.

In diesem Augenblick schlug das rasselnde Geräusch eines einstürzenden Daches an das Ohr der Frauen und verschlang für eine Sekunde jeden anderen Gedanken. Aber auch jetzt verließ Lise die Besonnenheit nicht. Es galt, rasch und bestimmt zu handeln!

„Swör mi, dat du keen Minsch vertellst, wat du in düsse Nacht sehn hest, Hanne!“ hastete es aus ihr. „Verget nicht, dat Kunrad Bildt min Anverwandte is, un wat em bevörsteiht, wenn't herut kümmt.“

Einen Augenblick zögerte das Mädchen. Ihr Haß und ihre für solche hochherzigen Gefühlsregungen völlig fremde Auffassung ließen sie zaudern. Aber Lise's flehender Blick traf sie, und sie reichte der jungen Frau zur Bestätigung ihrer Verschwiegenheit die Hand. Dann eilten Beide hinaus.

Die ganze Nacht stand das geängstigte Weib an der Seite ihres Mannes und leistete Hilfe. Gegen Morgen aber brach sie zusammen, und ein böses Fieber warf sie nieder. Mehr noch als der Schrecken der Brandnacht hatte die unnatürliche Verheimlichung auf die junge Frau gewirkt. Wiederholt kämpfte sie mit sich, ob sie Ernst verrathen solle, was sie wußte. Es schien so selbstverständlich, aber sie erstickte den letzten Zweifel, weil sie den Charakter der Bildts kannte. Sie sah, wenn sie ihr Schweigen brach, sicher das Unheil kommen, dem sie seit Jahren mit einer bewunderungswürdigen Klugheit und Besonnenheit zu begegnen bemüht gewesen war. So drängte sie denn Alles gewaltsam in ihr Inneres zurück.

Der Förster hatte der Behörde sogleich Anzeige erstattet. Die zerbrochenen Fenster bewiesen einen gewaltsamen Einbruch. Dadurch ward auch die Brandstiftung zweifellos.

Schon in jener Nacht ward Ernst Bildt von argwöhnischen Regungen beherrscht, und seine Gedanken beschäftigten sich mit seinem Bruder, aber Lise wußte ihm seinen Verdacht auszureden. Sie sah die drohende Falte zwischen den Augenbrauen ihres Mannes, als seine Vermuthungen

sich zur Gewißheit erheben wollten, und diese Falte fürchtete sie, denn sie war allen Bildts gemeinsam. Wenn solcher Zornreflex auf des verstorbenen Großvaters Angesicht erschien, blieben alle sonst so streng befolgten Vorschriften ruhiger Besonnenheit unbeachtet. Da gab's keinen Hinweis auf das Vernünftige. Die Bildts hatten rasches, leidenschaftliches Blut; — sie ahndeten, sie rächten, sie straften selbst.

Und nicht anders war Ernst, wenn die Wirkungen von Lüge, Bosheit und Laster, wenn menschliche Gemeinheit seine Empörung erregten. In dieser kannte seine Leidenschaft keine Grenzen, und er hätte eher Gut, Ehre und Blut verlieren, als ein berechtigtes Rachegefühl unterdrücken können.

Zum Glück lenkte Lises Krankheit Ernst Bildts Argwohn ab. Er hatte kaum einen anderen Gedanken als den, sein zärtlich geliebtes Weib wieder gesund zu sehen. Jede Stunde, die ihm dazu freie Zeit ließ, saß er an ihrem Bett. — Welch ein Tag, da sie zum ersten Mal wieder aufstand und als Wiedergenesende ihren Pflichten nachgehen konnte! Nun war alles Übrige in Ernst Bildts Augen nebensächlich und bedeutungslos.

* * *

Eine Viertelmeile nördlich vom Försterhause entfernt und reichlich anderthalb Stunden von der südlich gelegenen Stadt, breitete sich ein großes Dorf aus, welches durch eine Au von der diesseitigen Landschaft getrennt ward. Hart an dieser auf einer Anhöhe, von Waldungen umgeben, lag ein Wirthshaus, das eine in der Gegend nicht eben gut beleumdete Städterin von ihrem verstorbenen Manne, dem „Fährwirth", geerbt hatte. Auch die Gerechtsame, einen Dreier für die Überfahrt über die Au erheben zu dürfen, war stillschweigend auf sie übergegangen.

Wie ein Mannweib saß Lidde Hölsch in der Wirthsstube und stemmte die Faust auf den Tisch. Ihre Gesichtsfarbe war dunkel; ihre tiefen Augen funkelten, ihr spärliches, aber zigeunerschwarzes Haar war glatt an die Stirn gekämmt, und sie besaß jene gleichsam nachlässig aufgebaute Fülle des Körpers, welche den Männern so leicht gefährlich ist. Und Lidde Hölsch war sich ihrer Schönheit und ihrer Gewalt über die Männer bewußt. Sie flößte ihrer Umgebung Respekt ein, schon weil sie eine eisenfeste Gesundheit besaß und die schwerste Arbeit spielend verrichtete. Mitunter tanzte sie die ganze Nacht drüben im Krug und kam erst in der Morgenfrühe mit ihrem selbst

nach stärksten Erregungen bleichen Gesicht nach Hause. Dann ging sie nicht wie Andere in's Bett, sondern wirthschaftete ohne eine Spur von Ermüdung im Hause, und wenn's ihr gerade in der Kehle saß, sang sie mit ihrer hellen und gut geschulten Stimme die Vögel wach.

Nun — als Wittwe — zog es sie eigentlich wieder in die Stadt; oft ging sie schon mit dem Plan um, das Fährhaus in Afterpacht zu geben. Aber Lidde stand mit ihrer Klugheit unter dem richtigen Eindruck, sie könne einmal ganz herausgedrängt werden, wenn sie zu viel von sich reden mache. Gesetzlich durfte die Fähre nur an einen Mann vergeben werden. Seit Menschengedenken war's so. So wartete sie lieber die Zeit ab. Vielleicht heiratete sie einmal wieder; dann war alles nach ihren Wünschen.

Eines Tages — kurz nach Lises Wiedergenesung — saß die Fährwirthin bei beginnender Dämmerung allein im Wirthshaus und legte sich die Karten. Da ward leise an's Fenster gepocht, und sie erhob sich eilfertig und öffnete die Hinterthür.

Ein Mann erschien, und sie zog ihn in ein kleines Nebengemach, das neben der Wirthsstube lag. Er machte es sich bequem, zog den Rock aus und ließ sich nieder.

Eine Weile zischelten Beide versteckt miteinander; endlich forderte er zu trinken, und sie ging, um ihm das Verlangte zu holen.

Einmal fuhr ein Wagen vor, und die Frau schwatzte und lachte überlaut in der Gaststube; einigemal ertönte das „Hal över“, und sie lief selbst an die Fähre. — Endlich ward's dunkel. Von drüben leuchteten die Lichter aus dem langgestreckten Dorfe herüber. Hinter dem Wirthshause lag düster, schweigsam, heute gleichsam finster grollend, der sich meilenweit hinstreckende Wald.

Jetzt schloß die Frau die Hausthür, sandte das Mädchen in's Bett und begab sich zu dem Gast, der ein dampfendes Glas Grog vor sich hatte und langsam aus seiner kurzen Jagdpfeife rauchte.

„Kumm, Lidde!“ sagte er, sah ihr zudringlich in's Gesicht und zog sie an sich. „Wi möt to Enn, wi möt to Enn. Ik kann hier nich länger bliewen! — Wist du mit mi gahn? Hüt mut ik Bescheed hebben — —“

„Nich anners, as ik seggt hev!“ erwiderte sie, wich zurück, wehrte seiner aufdringlichen Zärtlichkeit und machte sich theilnahmlos im Zimmer zu schaffen.

Konrad Bildt — denn er war es — fuhr zornig auf.

„Woans is dat möglich —? Hier!? Nimm doch Vernunft an. Du ſchaſt ja min Fru warn, Lidde. Wi laten uns truen, wenn wi övert Water ſünd.“

„Ik hev't ja gud hier. — Wat is buten?“ gab ſie kalt, gleichgültig zurück und ohne Rede zu ſtehen. „Ik will di heiraten — abers ik will hier bliewen — int Land bliewen. Meinswegen en grote Stadt — Hamborg — abers —“

„Ik hev di lew, Lidde, giv mi min Will!“

Ein ſchöner Ausdruck trat auf Konrads Geſicht bei dieſer Betheuerung. Aber das Weib zuckte ungeduldig die Achſeln und ſtarrte zerſtreut vor ſich hin.

„Lidde!“

Keine Antwort.

„Lidde! — Ik hev noch en paar duſend Mark. Kumm mit mi. — Wi fang'n en Geſchäft an. — Heſt du gar niks vör mi över?“

Bei dem Gelde zuckte es ſinnlich in dem Geſicht der Frau auf. Sie näherte ſich dem Sprechenden und ließ ihm ihre Hand. Auch ſetzte ſie ſich, Konrads Aufforderung folgend, auf ſeinen Schoß und ſpielte mit einer ſtählernen Kette, die ihm von der Weſte herabhing.

„Heſt hört," ſagte ſie plötzlich, „dat fiefhunnert Mark utſett ſünd?"

„Wat denn?"

„Na! wem de Brandſtifter int Förſterhus nahwieſen kann."

Konrad ſah raſch und forſchend in des Weibes Auge, aber ſie blickte ärglos und freundlich, und ihre Hand ſtrich über ſeine Wangen.

„Heſt du nich en beten Geld? Morgen is de letzte Dag — ik ſchall de Stür betalen," ſchmeichelte ſie.

Ein argwöhniſcher Zug legte ſich auf Konrads Geſicht; zugleich ſchüttelte er verneinend den Kopf.

„Ik bruk fiefhunnert Mark! De ſülvige Sümm, de ſe up de Brandſtifter utſett hebben," ſagte die Frau in einem kalten, nicht mißzuverſtehenden Ton.

„Lidde!" ſchrie der Mann und ſprang auf.

In demſelben Augenblick ertönte ein lautes Klopfen an der Thür, und das gewohnte „Hal över, hal över!" klang ſchreckhaft durch die Nacht.

Konrad ergriff ſeine Flinte mit der einen Hand, und mit der anderen preßte er der Wirthin Arm.

„Wenn du!! — Dat geiht di ant Leben!"

„Wat is, wat is? Lat mi!“ rief das üppige Weib und riß sich zornig und drohend von dem Manne los. Im nächsten Augenblick war sie aus dem Zimmer verschwunden, und Konrad hörte sie durch die Wirthsstube eilen. Er ergriff die Lampe und folgte ihr.

„Wem?“ hörte er sagen. Zugleich traten zwei Personen über den Flur.

Er wollte schon zurückweichen, da vernahm er eine bekannte Stimme, eine Frauenstimme, bei deren Klang sein Herz erbebte.

Und nun erschien eine weibliche Gestalt — es war Lise Bildt.

„Lise!?“ schrie Konrad und faßte mit der Hand den Tisch.

Die junge Frau war bleich wie der Tod. Noch lagen die Spuren der Krankheit auf ihrer Stirn.

„Ich will, ich muß dich sprechen! — Du bist in höchster Gefahr! — Ich komme dich zu warnen.“

Sie sprach die Worte hastig, leise, zitternd.

Konrad Bildt hatte nach seiner That die Absicht gehabt, sofort die Gegend wieder zu verlassen, blieb aber, da Lidde ihm mitgetheilt hatte, daß im Försterhause sein Name als vermuthlicher Thäter nicht einmal genannt sei. — Anfänglich schien's

ihm undenkbar; zuletzt nahm er an, daß Hanne geschwiegen habe, weil sie seine Rache fürchtete. Aber sein Bleiben schien ihm doch mehr als gefährlich, und nur die Leidenschaft, welche die Wirthin ihm neuerdings eingeflößt hatte und die sie aus Habsucht, nicht aus Liebe nährte, hatte ihn von Tag zu Tag zurückgehalten.

Er war deshalb überrascht, daß gerade Lise ihm die warnende Mittheilung machte. Sie wußte also Alles und hatte doch geschwiegen! Das Gefühl seiner alten zärtlichen, jetzt mit Rührung vermischten Liebe stieg brennend in ihm auf. Welch ein Wesen! Selbst unter solchen Verhältnissen bewahrte sie ihre hochherzige Gesinnung! Sie kam, um ihn vor naher Gefahr zu warnen!

„Du gehst, Konrad?“ drängte das junge Weib, als er unter solchen sich überstürzenden Empfindungen nicht gleich antwortete.

Lidde stand an den Thürpfosten gelehnt und beobachtete Beide. Es glitt ein häßlicher Zug über ihr Gesicht, als sie sich näherten und Konrad die Hand seiner Schwägerin faßte. Sie hatte erwogen, ob sie sich den Angeberlohn verdienen solle. Nun entging ihr ein Geldvortheil auch im kleinen Umfange. Alles stand in Frage, da Konrad sogleich fliehen mußte. Unter keinen

Umständen wollte sie ihn begleiten! Das stand fest bei ihr. Sie marterte sich, ob und wie sie jetzt noch etwas von ihm erreichen könne.

Als die beiden Verwandten noch immer leise und hastig miteinander sprachen, wandte sich Lidde in das kleine Gemach, entzündete Licht und räumte auf. Die Flinte hatte Konrad an sich genommen, aber neben dem entleerten Glase lag die Pfeife und ein Tabaksbeutel, und an der Wand hing sein Rock. Ah! sein Rock! Schnell griff sie hinein, tastete, fand eine Brieftasche und nahm sie gelassen an sich. —

Nach einer Weile erschien Konrad und weckte die Fährwirthin, die sich, schlafend stellend, in einen Stuhl niedergelassen hatte. — Er theilte ihr hastig mit, daß er seine Schwägerin durch den Wald zurückgeleiten wolle und bald wiederkehren werde. Dann fügte er noch einige versöhnende Worte hinzu und eilte fort.

Auch Lise erschien noch einmal in der Thür, reichte der Wittwe die Hand und dankte ihr für Alles, was sie an Konrad gethan habe. Es ward ihr schwer, denn ihre reine Natur fühlte sich von dem leichtsinnigen und berechnenden Wesen des Weibes abgestoßen.

Die Schritte verklangen, und Lidde war allein.

Mit zitternden Händen öffnete sie nun schnell die Geldtasche und prüfte deren Inhalt. Es befanden sich fünftausend Mark darin. Rasch entzündete sie ein Feuer, verbrannte im Ofen die Tasche mit sämmtlichen Papieren und versteckte das Geld hinter dem Schenktisch in der Wirthsstube. —

Erst in tiefster Nacht schlich sich Konrad an das Fährhaus zurück und klinkte die angelehnte Thür auf. Wie ein sanfter und versöhnender Engel war Lise neben ihm dahingeschritten und wie ein geläuterter Mensch nahm er von ihr Abschied. Zuerst erklärte sie ihm nochmals ihr Kommen. Hanne — von Neugierde und Sorge für ihre Herrin zugleich getrieben — hatte Konrad nachgespürt und ihn eines Abends in das Fährhaus schleichen sehen. Nun drängte es Lise, ihn gleich zu warnen, aber sie fand erst den Muth, nachdem seit gestern auch fremde Stimmen laut geworden, die Konrad als Thäter bezeichnet hatten.

Sie beschwor ihn, seinen unstäten Lebenswandel aufzugeben und seine Rachegedanken gegen Ernst zu begraben. Sie erinnerte ihn daran, daß er sie einst geliebt habe, und forderte aus dieser Liebe ein heiliges Versprechen zur Umkehr. Milde beurtheilte sie seine Fehler und gab ihm

Vertrauen und Lebensmuth zurück, indem sie seine guten Eigenschaften hervorhob, ja, diese mit liebenswürdiger Berechnung vergrößerte. Sie sagte ihm, daß ihre Gefühle für ihn nicht erloschen seien, obgleich er Ernst und sie in thörichter Verblendung habe vernichten wollen.

Sie malte ihm sein künftiges Leben aus, gab ihm Rathschläge und ließ gute Hoffnungen vor ihm aufsteigen. Einst — später — werde er zurückkehren und als ein besserer Mensch wieder in den Kreis der Seinigen zurücktreten. — Endlich erinnerte sie ihn an seinen ehrwürdigen Vater und warnte ihn vor der Fährwirthin.

Wie das mächtige und erlösende Wort eines Predigers trafen ihre Mahnungen und Tröstungen sein Ohr. Sie litt es, daß er sie beim Abschied küßte, und er schwur ihr, sogleich die Gegend zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen.

Als sie den Waldesrand erreichten und in die Nähe des Försterhauses gelangten, vernahmen sie lautes Sprechen und Pferdegetrappel. Ernst, der zur Stadt gefahren war, mußte eben zurückgekehrt sein. Nun schlüpfte das junge liebe Geschöpf mit eiligem Händedruck von ihm fort.

* * *

Lidde lag auf dem Sopha in der Wirthsstube und schlief.

Als Konrad sie weckte, drehte sie sich, mürrische und unverständliche Worte murmelnd, um. Es schien, daß ein fester Traum sie umfangen hielt.

„Mak mi noch snell en Glas Grog torech," drängte Konrad und schüttelte sie. „Ik will in de Wald, min Saken packen un glik Gelegenheit söken, aftoreisen."

Gleich nach den ersten Ereignissen im vergangenen Jahre hatte sich Konrad im Walde einen früher von Wilddieben benutzten Schlupfwinkel aufgesucht, von dem aus er, sobald ihn Eifersucht und Rachegefühl in die Heimath zurücktrieben, seine Beobachtungen anstellte. Bei Nacht pflegte er sich hier fast ausnahmlos zurückzuziehen. So kam und ging er häufig, ohne daß Jemand seiner gewahr wurde.

„Ne, ne, ik will slapen! Nu noch Grog maken!" rief die Frau, mühsam munter werdend. „De ganse Nacht hev ik mi all üm de Ohren slagn. Gah nu man af, un wenn wat Gudes is —"

„Na, denn lücht mal, ik hev noch min Oevertrekker in de Stuv," gab Konrad, der das ungleiche Wesen der Wirthin kannte, nach.

Aber sie rührte sich nicht, wandte sich um und schlief scheinbar sogleich wieder ein. So ließ er sie denn, ging nebenan und suchte seine Sachen zusammen.

Mit verhaltenem Athem lauschte die Frau, wie sich Alles abwickeln werde. Ihr Herz pochte; — eine plötzliche, sonst unbekannte Furcht — fast Grausen packte sie. Schon bereute sie den Diebstahl.

„Hier sünd fiefhunnert Mark, Lidde. Kunrad Bildt is keen undankbare Minsch, wenn he ok veel up sin Gewissen hett," hob der Mann zurücktretend an und trat der Frau in der Dunkelheit näher. Sie hörte, daß er an seine Taschen klopfte, daß er suchte. Auch sagte er noch: „Na, lev wul, Lidde, wi sehn uns nich wedder. Mag't denn sin —" Aber dann schrie er plötzlich auf: „Min Brevtasch is weg! — Wo is min Tasch, Lidde Hölsch!?"

Sie richtete sich empor und wischte sich die Augen. „Wat denn? Wat denn? — En Tasch? Ik weet vun niks." —

Aber in demselben Augenblick packte Konrad Bildt das Weib und schrie: „So wahr Gott levt, du blivst hier dod an de Plads, wenn du mi de Tasch —"

„Lat mi, lat mi, Kunrad Bildt!“ kreiſchte das Weib und rang mit dem Förſter. „Ik hev keen Geldtaſch! Ik weet niks vun Geld! Wenn du wat mitbröcht heſt, mut't ok da ſin! Lat mi, ik rop üm Hülp!“

Aber Konrad griff ihr an die Gurgel und würgte ſie. Sein heißer Athem ging über ihr Geſicht. Tauſend Gedanken wirbelten durch des Weibes Gehirn. Es ging an's Leben! — Was ſollte ſie thun? Sie ſtöhnte, ſie ächzte, aber ſie vermochte nicht zu ſprechen.

Da kam Konrad Bildt ein anderer Gedanke. Er ließ ſeine Hand von ihr herabgleiten und flüſterte heiſer:

„Ik will di friwillig fiefhunnert Mark gev'n. — Ik gäv di dauſend Mark, wenn du mi de Taſch wedder —“

Schon war die Frau im Begriff geweſen, Alles zu geſtehen, aber als ſeine Hand von ihr abglitt, glaubte ſie, das Spiel gewonnen zu haben.

„Noch eenmal! Ik weet niks vun Geld!“ ſchrie ſie, taſtete ſich durch die Stube und verſchwand auf dem Flur, bevor Konrad es hindern konnte.

Er ſtürzte hinter ihr her. Wenn ſie ihm entwiſchte, war Alles verloren. Sie würde ſicher

seine Angeberin nach diesem Zwischenfall sein! Nicht nur sein Geld war verloren, auch seine Freiheit stand auf dem Spiel!

Er hörte, wie sie zur Au hinablief. Ihre Absicht war klar. Wenn sie sich mit dem Boote hinüberzog, war er von ihr abgeschnitten. Sie war dann gerettet — und er verloren. In mächtigen Sprüngen raste er hinter ihr her den Abhang hinab. Das Rasseln der losgelösten Kahnkette schlug bereits an sein Ohr — Teufel! — jetzt galt's! — Es handelte sich um Sekunden.

Schon faßte sie die Leine, schon bewegte sich das Fahrzeug. Da sprang Konrad Bildt auf gut Glück mit einem mächtigen Sprunge zu ihr hinein. Das Boot schwankte — das Wasser schlug über den Rand. Aber er achtete keiner Gefahr und faßte sie abermals.

„Ton letztemal!" brüllte er. „Wist mi de Tasch herutgebn — hürst —?"

Das todesgeängstigte Weib fühlte, daß sie das Spiel verloren habe. Sie wollte Alles gestehen. Aber unter seiner eisernen Umarmung verging ihr der Athem; die Sprache versagte ihr.

„Na, denn —" schrie er und packte sie um den Leib.

„Lat mi, lat mi! Ik will di Allens —" stöhnte Lidde.

Aber schon war es zu spät. Das Boot neigte sich zur Seite, und Beide stürzten kopfüber in die Tiefe.

Im Fallen umkrallte sie seinen Hals, und nur mit der furchtbarsten Anstrengung gelang es Konrad Bildt, sich Oberwasser zu verschaffen und an das Ufer zurückzuschwimmen.

Von Lidde sah er nichts mehr.

Nun eilte er in's Haus, machte Licht und durchsuchte jedes Möbel, jede Schublade, jeden Winkel, jede Ecke. Auch in ihr Schlafzimmer drang er. — Nichts!

Zeitweilig war es ihm, als ob sie selbst kreidebleich und mit gräßlichen, entstellten Augen hinter ihm stehe und ihn umkrallen werde.

Schon wollte er — halb im Grausen, halb wegen des erfolglosen Suchens — das Haus verlassen, als ihm noch der Schenktisch einfiel. Es war der einzige Gegenstand, den er bisher nicht abgerückt hatte.

Ha! — am Ende hatte sie die Tasche zu sich gesteckt — fünftausend Mark schwammen mit der Leiche im Wasser. Was raste nicht Alles durch seine Sinne! — Dennoch rückte und schob er,

bis sich die staubige Hinterwand vor ihm aufthat.

Er leuchtete. — Nichts! — Keine Tasche — nur altes Papier, das er mit dem Fuße auseinander stieß.

Aber was war das? — Er hob mit zitternden Händen empor, was sich ihm zeigte. — Da waren die fünftausend Mark — entsetzliche Last wich von seiner Seele — seine fünftausend Mark unversehrt!

Nun ergriff er seine Flinte, that noch rasch einen Schluck aus der Rumflasche und eilte wie auf Sturmes Flügeln durch den Wald davon.

Nach dem Wasser wagte er keinen Blick hinüberzuwerfen. — Es war auch gut — denn auf der Au schwamm ein todter Körper, und der gerade aufsteigende Mond beleuchtete das grauenhafte Bild.

Konrad nahm seinen Weg nach einem von dem Schauplatz östlich gelegenen Orte, den er stets auf seinen Reisen in die Gegend zu berühren pflegte. Es handelte sich jetzt um sofortige Reisegelegenheit, und diese auszuforschen, beschäftigte allein seine Gedanken. Erst gegen Spätnachmittag des angebrochenen Tages kehrte er auf Umwegen von dort zurück.

Er konnte am nächsten Frühmorgen abreisen

und eilte sich nun, in seinen vor Entdeckung sicheren Schlupfwinkel zu gelangen. Auch sein geringes Reisegepäck und seinen Hund hatte er noch im „Fuchsloch".

Es war gegen die sechste Stunde, als er den Wald wieder erreichte und mit schnellen Schritten seinem Bestimmungsort zueilte. Eben kam er an einem Kreuzwege vorüber, als ihm plötzlich ein Halt! entgegentönte und dann auch schon ein Flintenrohr in der Abenddämmerung aufblitzte.

Konrad stutzte und flog zurück. Sein Bruder Ernst stand vor ihm. —

„Ernst!?" hastete es aus des Erschreckten Munde.

„Ja, Ernst!" schallte es in drohendem Tone zurück.

Aber bei diesem einen Worte blieb es. Die beiden Menschen — obgleich nur Zwerge neben den hohen Waldbäumen — standen sich wie zwei plötzlich aufgetauchte riesige und drohende, in diesem Reich der Stille und des Friedens völlig fremdwirkende Erscheinungen gegenüber. — Ihre dunklen Leiber tauchten unheimlich auf in der Dämmerung und stachen seltsam ab gegen die Lichtung des Waldes, welche die Sonne eben mit ihren letzten rothglühenden Farben durchleuchtete.

„Mach Platz!“ hub Konrad nach dieser kurzen, furchtbaren Pause an und griff nach dem Rohr, das über seinen Schultern hing.

Ernst Bildt rührte sich nicht. Schon am Morgen war Alles entdeckt worden; eine unbeschreibliche Aufregung hatte im Försterhause geherrscht. Ohne seinem Weibe, das sich in Aengsten an ihn geklammert und um Schonung gebeten, ein Wort von seinen Absichten zu sagen, war Ernst in den Wald gegangen, um seinem Bruder nachzuspüren. — Er war fest entschlossen, Alles dran zu setzen, um ihn zu fassen und vor Gericht zu stellen. In Ernst Bildt gährte nur der eine Gedanke: durch den Lauf der Gerechtigkeit auch seine Rache zu kühlen. Sein Bruder war für ihn ein Fremder geworden. — „Bruder?“ hatte er Lise hingeworfen. „Ein Schuft! Ein Einbrecher, Brandstifter, — Mörder —!“

Da gab's keine Rücksichten mehr, die unbändige Leidenschaft der Bildts war in Ernst erwacht und suchte nach einem Ausweg.

„Noch mal! Mach Platz!“ — schrie Konrad, den die Unbeweglichkeit, der finstere Ernst, die Entschlossenheit seines Gegners mit bangen Ahnungen, aber auch mit einer an Raserei streifenden Wuth erfüllte.

Und noch einmal schüttelte Ernst Bildt den Kopf.

„Du gehst freiwillig mit — als Dieb, Brandstifter und —“ Er hielt inne. Er schüttelte in der Erinnerung der Schande, die Konrad über den ehrlichen Namen der Bildts gebracht, den Kopf und knirschte mit den Zähnen. — „Vorwärts —“

Aber nun jagten auch Wetter und Wolken über des Flüchtigen Antlitz. Seine Gestalt bebte, er riß die Büchse herab.

Aber Ernst war schneller! Wie ein Luchs stürzte er auf Konrad zu, packte seine Gurgel und suchte ihm die Flinte zu entreißen.

Paff! tönte es da laut und schreckhaft durch den Wald. Konrad's Flinte war im Ringen losgegangen. Die Luft trug den Schall wie einen kurzen, knatternden Blitz, jagte ihn durch die Baumstämme und hauchte ihn unheimlich aus in fernem, hell klingendem Echo.

Aber dieser Zwischenfall gab dem Letzteren Riesenkraft. Nun war Alles verloren, wenn er nicht über seinen Bruder obsiegte! — Da — da — biß er ihn wie ein Raubthier in die Wange, und benutzend die durch den Schmerz entstehende Ueberraschung, stieß er die Linke gegen des Aufschreienden Brust, brachte ihn zum Straucheln, packte sein Kinn und würgte ihn.

Da ward kein Wort gesprochen! Nur ihre leidenschaftlichen Seelen hauchten einen furchtbaren Athem aus, nur in ihrer Brust hämmerte es und ihre Augen traten fast aus den Höhlen.

Und nun stemmte sich athemlos, mit mächtigen, wenn auch zitternden Gliedern Konrad auf seinen Bruder und rief ihm zu:

„Ich wandere aus — heute, diese Nacht. — Dein Leben schenk' ich dir. Aber rühre dich — und ich schieße dich nieder wie einen Hund!"

Er sprang blitzschnell auf, ergriff in der Hast seine eigene Flinte, sah noch, wie Ernst, wüthend wie ein Pantherthier aufschnellte, hörte einen Schuß, fühlte das Blei um seine Schläfe sausen und — verschwand. — — —

* * *

Die röthlichen Himmelsflocken waren hinter dem Tannenabhang lange verschwunden. Der Abend hatte seinem Kommen eine unheimliche Dämmerung vorausgesandt, und zwischen den Bäumen am Fuchsloch huschten nebelhafte Dünste. Eine bleigraue Wand bäumte sich am Horizont auf, und es schien, als ob die zusammengeballten Wolkenberge Unerwartetes verbargen, das plötzlich hervorbrechen werde.

Aber noch waren die Dinge auf der Erde

sichtbar und noch deutete heimliches Rascheln, ein plötzliches Knacken, ein Aechzen in den Bäumen und ein Huschen von Lebendigem durch die Blätterschichten auf waches Leben.

Ruhe und Grauen liegt in den Schluchten. Die Föhren am Abhange strecken ihre breiten, rauhen Arme hinaus, als ob sie die Finsterniß anlocken wollten. Unter ihnen saugt das Nadelbett die Tropfen des Abendnebels auf, und das Geräusch des Herabfallens einzelner, von den Zweigen gleitender dunkler Wasserdiamanten verstärkt die unheimlich majestätische Stille dieser Waldpartie.

Endlich senkt sich der Abend. Der Mond am Himmel erscheint und plötzlich fliehen die Wolken, wie mit Sturmbesen vom Himmel gejagt. Es scheint in den meilenhohen Höhen ein peitschender Orkan die Wolkenberge zu durchwühlen und der Einzug von Schrecken und Gewalt sich vorzubereiten. Die Wolkenmassen am Himmel, von dem hervorgebrochenen Himmelslichte elektrisch hell beleuchtet, zeigen ihre scharfen Begrenzungen, als ob sie feste, unbewegliche Burgen wären, und diese Gegensätze von starrer Ruhe und rastloser, eilender Unruhe verschärfen das düstere Gemälde, auf dem das Auge wie gebannt ruht.

Jetzt fällt das Mondlicht auf das verlassene

Häuschen am Fuchsbau. Es liegt in dem Walde versteckt, mit freiem Blick nur nach einer tiefen Schlucht, die es gleich einem Laufgraben umzieht. — Ein Asyl ist's für heimliche Flucht, ein Schlupfwinkel des Verbrechers! Die Verwilderung zeigt sich in den ziellos und träg herabfallenden Schlinggewächsen, welche die blinden Scheiben noch mehr verfinstern. Ein freigelassenes Fensterchen hängt lose in der Bleifassung, die wie Silber glänzt. Einige Fensterladen sind geschlossen; eine hängt, von einem gelegentlichen Herbststurm in polternder Nacht herabgerissen und aus den Angeln gehakt, wie ein Wegweiser aus dem Geheimniß des Inneren, mit scharfer Ecke in die Herbstnacht hinaus. Seitwärts ragt eine volle Blutbuche empor, in deren Gebüsch das Dunkel lauert.

Ein Hund schlägt in dem verlassenen Hause an und unterbricht die geisterhafte Nachteinsamkeit. Der Mond, wie verscheucht, versteckt sich hinter die Wolken; nur die Schlucht ist heller beleuchtet. Das Haus, seine Umgebung versinkt wieder in Dunkelheit. Schritte werden vernehmbar, die keine Furcht zu kennen scheinen, und aus dem Herbstwalddickicht schreitet ein Mann, der sich dem Hause nähert.

Er öffnet mit einem eigenthümlichen Druck

die Thür, beschwichtigt mit rauhen Worten den aufspringenden Hund; man hört noch Geräusch, sieht durch das blinde Fensterchen einen Lichtstreif — und dann ruht alles wieder in Einsamkeit. So brütet die Nacht einige Zeit, bis es allmählich in den Kronen der Bäume zu flüstern, dann zu rauschen und endlich zu sausen beginnt. Aus dem Sausen entsteht ein Geheul des Windes; die längst verhaltene Wasserkraft schüttet ihre Ströme herab und fährt rasselnd und triefend durch die Blätter. Hier kracht es, dort bricht es. Es neigen sich in unfreiwilliger Schwankung die Baumwipfel und rauschen zurück. Von den Stämmen rieselt das Wasser, die Quellen beginnen zu strömen, die Pilze baden sich in aufsteigendem Dunst. Und nun beginnt ein Sausen und Aechzen, ein Rauschen und Streichen, ein Toben und Poltern in der aufgeregten Natur, als ob ein Erdbeben im Anzuge wäre. Und plötzlich, wie vor einem neuen Anlauf, steht der Wind in der Höhe wie gebannt. In der Natur zittert es vernehmbar; hastig pulsirt es in allem Lebenden, gleichsam als Nachwirkung eines furchtbaren, aber glücklich abgewendeten Unheils, bis dann plötzlich eine Windsbraut über Höhen und Wälder, durch Schluchten und Thäler fährt und so verwüstend durch die

bereits zum Tode erschöpfte Natur rast, daß der Widerstand aufhört.

Und nun heult der Hund in dem Fuchslochhäuschen, und die Fensterlade, welche hin und her geschleudert, einen wahrhaft geisterhaften Höllenlärm getrieben hat, fällt krachend aus den Angeln. Das ganze Häuschen erbebt in seinen Grundfesten, und der Schläfer Konrad Bildt fährt entsetzt empor und sitzt aufrecht auf seinem Lager. Das Dach scheint abgehoben und wieder aufgestülpt zu werden, und jetzt — schlägt ein Riesenarm der Blutbuche auf das Dach und in einem Nu setzen Wind und Wasser, wie auf der Lauer liegend nach und stürzen sich in die Oeffnung.

Von der Gefahr emporgeschreckt, enteilt der Mann, dem das Thier zitternd folgt, dem Gemach und flüchtet in den Keller, der in einen kurzen, verdeckten Diebsweg nach der Schlucht ausmündet.

Aber horch! Gegen die Thür, die den Gang versperrt, rauschen die Wellen; schon sickern die drängenden, neugierigen Fluthen durch die Ritzen, und — sinkt das Haus in dem Kampfe zusammen — dann werden auch sie hier unrettbar begraben! Also wieder empor! Die Treppe hinauf! Das Thier hinter dem Flüchtigen, ängstlich wim-

mernd, die Katastrophe in ihrer Entsetzlichkeit begreifend!

Und gerade in diesem Augenblick rollt auch der Donner, und es hebt der Sturm, der sich von unten Raum gemacht hat, das Dach wirklich ab, und wie bei einem Feuerbrande rasseln die Schindeln in die Tiefe, und Stroh und Unrath aus dem Dachraum wirbeln auf und fliegen empor, während die Stützbalken knacken und ächzen.

Durch die Steinruine sickert das Wasser geschäftig; dazwischen ertönt das Kreischen der Geister, die den gestürzten Dachstuhl umjagen.

Von Entsetzen erfaßt, eilt Konrad Bildt durch den Flur in's Freie, und schon macht er einige Schritte, um unter dem nahen Tannengehölz anderen Schutz zu suchen, als plötzlich unter furchtbarem Geknatter ein Blitz herabfährt, in rasendem Zickzack die Luft durchschneidet und den Mann buchstäblich niederschlägt.

* * *

Nach zwei Tagen fand man — durch den Hund auf die Spuren geleitet — Konrad Bildt vom Blitz erschlagen am Fuchsloch. Ein doppelt schreckliches Bild an diesem gänzlich verlassenen Ort und in dieser gräßlichen Verwüstung.

Man brachte den Entſeelten in das Haus Ernſt Bildts, der ſchaudernd das entſtellte Geſicht ſeines Bruders betrachtete.

Entſetzt wandte er ſich ab. Liſe aber bettete Konrad in eine ſtille Kammer des Hauſes, übte mit ſanfter Trauer alle Pflichten gegen den Todten und zog endlich ihren Mann noch einmal an das Lager ſeines Bruders. Hier kniete ſie nieder, faltete die Hände und murmelte, ihres geliebten Ernſt Hand faſſend und zum Himmel emporſchauend:

Der Du, von reinen Geiſtern umgeben,
Niederblickſt auf das ſündige Leben,
Erbarme Dich unſer!
Schwachheit iſt des Menſchen Loos,
Deine Gnad' iſt grenzenlos,
Dein Erbarmen unermeßlich.
Zeig' uns, Vater, Deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unſ're Schuld,
So wie wir vergeben!

Knabenstreiche.

„Kommst Du nun? Kommst Du nun, Felix?“

„Ja! Ja! Einen Augenblick!“ Ich mußte meiner Mutter erst einige Schillinge abbetteln, die ich für das Vergnügen brauchte, um das es sich handelte.

„Wieder Geld? Ich gab Dir ja erst vor wenigen Tagen! Was soll's denn jetzt?“

Einen Augenblick zögerte ich. Kleine Lügen gingen nach Knabenart wohl über meine Lippen; meiner Mutter hatte ich noch nie eine Unwahrheit gesagt.

„Nun, wozu?“ wiederholte sie, erhob den Kopf und fuhr fort, Erbsenhüllen aufzuknipsen, die zu Hunderten auf dem Tische lagen, und deren Inhalt sie in eine braune irdene Schüssel gleiten ließ.

„Ach! Nur so — — Hellmuth ist unten. — Bitte, Mutter“ —

Dies war keine Antwort auf die von ihr gestellte Frage, und sie nahm sie auch nicht für echte Münze.

„Was heißt das? Ich frage Dich, wozu Du das Geld wieder brauchst?“

In diesem Augenblick erließ mein Freund durch langgezogene Flötentöne eine ungeduldige Mahnung. „Fü, fü, fü, **fü**, fü!“ drang es von unten herauf. — Die Unruhe ergriff mich. Rasch trat ich auf meine Mutter zu, legte meinen Arm um ihren Nacken und wiederholte meine Bitte.

„Du wolltest mir doch helfen beim Erbsenauspaalen! Schon heut Morgen bat ich Dich! Was hast Du nun während der Ferien eigentlich gemacht? Und nun geht's wieder zu einem Vergnügen. Wohin wollt Ihr denn heute?“

Wenn meine Mutter so sprach, war ich stets machtlos. Es waren nicht ihre Worte allein, mehr noch der vorwurfsvolle und doch mit so viel Güte und Liebe vermischte Ausdruck, der in ihrem Auge schwamm.

Hätte mein Kamerad nur nicht unten gewartet! Gleich würde ich mich mit an die Erbsen gemacht haben. Ja, brennend heiß durchflog es mich, daß meine Mutter, die vom Morgen früh bis Abend spät thätig war, und sich kaum eine Erholung gönnte, mir in's Gedächtniß rufen mußte, wie wenig ich ihr ihre Aufgaben zu erleichtern suchte.

„Wenn ich einmal einen Wunsch habe, Felix,

haſt Du immer wichtigere Dinge vor!“ hatte ſie noch jüngſt in einem Tone geſagt, der mich quälend gefoltert hatte.

„Wir wollen auf's Waſſer. — Schon lange iſt es verabredet,“ preßte ich nun ſchnell heraus. „Das Boot koſtet eine halbe Mark. Wir geben Jeder die Hälfte. — Bitte, Mutter“ —

Sie ſchüttelte tadelnd den Kopf. Es iſt mir, wie heute! Der ſcharfe Duft der friſchen Hülſenfrüchte drang aus der Schüſſel hervor. Unſer Dienſtmädchen trat in's Wohnzimmer und that eine Frage. Der Schlachter war da. „Was hat er?“

„En ſchöne Kalvkühl, fett! Fru Anger!“ hörte man eine Stimme. Der Mann hatte nicht abgewartet, er ſteckte den Kopf in die Thür. Nun ging's an's Handeln und ich ſtand auf Kohlen.

„Bekomme ich denn?“ wagte ich mitten in die Erörterungen über Kalbskeulen und Lammfleiſch zu fragen.

Abermals bewegte meine Mutter ungeduldig das Haupt, griff jedoch in die Geldtaſche, nahm vier Schillinge hervor, und ſagte:

(Jetzt ertönte abermals von unten ein eindringliches „Fü, fü, fü, **fü**, fü!“)

„Aber komme zur rechten Zeit wieder! Wir

speisen heute früher! Und nehmt Euch in Acht. — Ich habe mit dem Hellmuth Ahn überhaupt nicht viel im Sinn! Du weißt es, Felix." —

So folgte ich denn nun mit halb bedrückter, halb beglückter Miene dem Rufe meines Schulfreundes.

„Warte, Felix!" erscholl es aber doch noch einmal, als ich schon die Haustreppe hinabstürmte. Das Mädchen bestellte im Auftrage meiner Mutter: „Sie möchten nicht baden! Der Doctor hat gesagt, daß Sie aussetzen sollten."

Ich nickte, keineswegs befriedigt, und war nun endlich an Hellmuths Seite.

„Durftest Du nicht?" fragte dieser tadelnd. „Es dauerte ja eine Ewigkeit!"

„Doch, doch!" sagte ich, ihm die Schwierigkeiten mit gleichgültiger Miene verbergend.

Mein Kamerad hatte immer reichlich Taschengeld, auch fand er bei seinen Eltern nie Widerstand für seine Pläne, da er der einzige Sohn war, und ihm zu seinem Schaden in Allem nachgegeben ward. Mit dem stillen Neide vermischte sich bei mir die falsche Scham, daß das Alles in unserem Hause ganz anders sei.

Die Sache ward auch nicht ferner berührt, und rasch machten wir uns davon.

Einige Häuser weiter stand der Bücherantiquar in der Thür und machte eine höfliche Verbeugung. Wir waren Beide gute Kunden, namentlich mein Freund. Buttmanns Grammatik, neueste Auflage, war erst jüngst für wenige Schillinge sein Eigenthum geworden, als ich Rauchtabak brauchte. Und bei einem anderen Handel war Klemms Kulturgeschichte der Menschheit, das geliehene Eigenthum eines eben verstorbenen Verwandten Hellmuths, in 24 Bänden verkauft worden und hatte für meinen Freund eine Summe ergeben, bei deren Umfang ich kühn gefragt haben würde, wie viel Marokko und alle Nebenstaaten kosteten?

Auch Thomas, der Fischhändler mit starkgebogenem Rücken, Sommer und Winter stets nur mit einer Weste bekleidet, und immer mit derselben alten Mütze auf dem Kopf, die ich schon als kleiner Junge gekannt hatte, kam vorüber und rief mit einem vom Ausbieten schief gewordenen Mund: „Hold frische Häring, hold frische Häring!"

Auch er grüßte. Er grüßte freilich jedes Kind, ja sogar den Hunden nickte er aus Höflichkeitsgewohnheit zu.

An der Ecke der Hauptstraße, die auf unseren Pfad abbog, stand ein hölzernes Häuschen mit einem offenen Schalter und einem halbrunden

Dach. „Bäckerbude von Heinrich Theodor Pfingsten“ war in Schreibschrift, mit großen geschnörkelten Buchstaben darüber geschrieben. Drinnen waren Regale angebracht. Auf ihnen standen große durchsichtige Glashafen mit Bonbons und kleinen Kuchensorten. An jedem Brett saß eine aus einer grauen Tapete im Zickzack ausgeschnittene Borde, die außerordentlich wirkte! Vor uns lagen Pflaumentorten und anderes frisches Gebäck. Namentlich die großen Kringel, das Stück einen Sechsling, waren verführerisch.

Wir standen still und beschauten die Herrlichkeiten. Es störte uns nicht, daß der Verkäuferin, der „Alten Mite“, so nannte sie die ganze kleine Stadt, stets ein Thränlein in dem einen rothentzündeten Auge hing, das ihr langsam auf die Hand herabtröpfelte.

Hellmuth kaufte ohne Besinnen zwei Kuchen, einen Kringel und einen „Stuten“. Für mein Leben gern hätte ich's ihm nachgemacht, aber dann reichte das Geld für die Bootfahrt nicht.

„Auch einen?“ nickte Mite auffordernd.

„Nein, heute nicht,“ — erwiderte ich mit einer vornehmen Abwehr und einem Ausdruck, als ob es sich um die angebotene Würde des spanischen Königsthrones handelte.

Als wir weiter schlenderten, ärgerte ich mich, daß Hellmuth mich nicht über meine Zurückhaltung befragte und mir nicht nachfühlte, welche Qualen ich neben ihm empfand.

Aber ich kannte das schon bei ihm! Er gab nicht gerne, nie freiwillig, er war, wie fast alle Knaben, welche „einziges Kind" im Hause sind. Die Selbstsucht dringt unsichtbar, wie die atmosphärische Luft in die Lungen dieser Armen.

Zuletzt konnte ich aber doch nicht widerstehen und sagte, auf diplomatischen Umwegen meine Zwecke verfolgend:

„Sind sie heute gut?" Ich behandelte das Thema, wie Studenten die Frage über das bayrische Bier zu erschöpfen pflegen.

Er nickte bloß und machte sich an den zweiten Leckerbissen, jetzt an den Kringel. So, nun mußte es geschehen, oder ich ging mit leerem Magen davon.

„Du! Gieb mir die Hälfte ab!" sagte ich entschlossen.

Schon während ich die erste Frage an ihn gerichtet hatte, stellte sich ein unziemlicher Eßeifer bei ihm ein. Er hatte offenbar die Ahnung, daß es sich um eine Recognoscirung handelte, der ein Angriffsausfall unmittelbar folgen werde.

Als ich nun fortfuhr, biß er wie ein Haifisch

in den Kringel, und die von mir in Aussicht genommene Hälfte verwandelte sich im Nu in einen rund angebissenen, kläglich kleinen Rest.

„Da!“ sagte er, und ich nahm zögernd und innerlich erbost über die berechnende Manier — mein eigenes Verfahren schien mir durchaus entschuldbar — was er mir hinhielt.

Inzwischen hatten wir die Straße erreicht, die geradewegs zur Brücke hinabführte. Zu beiden Seiten bot diese einen freien Ausblick über die den Fluß begrenzenden Wiesen. Zur Rechten war der Weg von einem in unregelmäßigen, großen Feldsteinen aufgeführten Walle eingefriedigt.

Beim Vorüberschreiten bemerkten wir in einer Oeffnung, die mit trockener, graupulveriger Erde angefüllt und oberhalb mit zahlreichen rothblühenden Brennnesseln bestanden war, ein Wespennest.

Es war heute ein brütend warmer Sommertag. In der flimmernden Hitze wurden die Pflanzen gereizt und die Nesseln dufteten stark.

„Komm! Komm! Ein Wespennest!“ rief Hellmuth eifrig.

Wir ruhten auch nicht eher, als bis ein brummendes Singen die Luft durchzitterte und mehrere der dickleibigen gelben Thiere unseren Kopf umschwirrten.

„Laß nun! Laß nun!“ mahnte ich, aber Hellmuth stach mit einem Stock mehrmals heftig in die Oeffnung.

Die Sache vollzog sich nun ganz, wie uns dies aus den moralischen Erzählungen unserer Lesebücher bekannt geworden war. Eins der Thiere verstand diese Störung unrecht und versetzte Hellmuth einen derben Stich auf die Nase. Mit einem „Donnerwetter! Au, au!“ und mit über den Kopf verschränkten Armen entfloh er.

„Warte!“ sagte ich, als wir den sogenannten Graben (ein offenes Abflußsiehl, das den Weg durchschnitt und sein Wasser in den Fluß ergoß) erreichten, erkletterte eine Erle und riß einige Blätter ab. Ich ließ ihn selbst mit der Zunge über die rauhere Fläche gleiten und schmückte das verwundete Wahrzeichen seines Angesichtes. Er sah herrlich aus, und der Schmerz wich sogleich. Dies Mittel hatte mich ein Förster gelehrt, als ich einmal auf dem Lande zum Besuche gewesen war.

Nun erreichten wir die Schiffbrücke. Auf dem Fluß schaukelten die Böte. Das unruhige, erwartungsvolle Fieber in der Nähe des Wassers überkam uns. Wir eilten rasch vorwärts. Zur Rechten auf dem Grase meckerte eine Ziege, die ungeduldig an dem Tau riß, mit dem sie an-

gebunden war. Man glaubte das schmerzhafte Gefühl mit zu empfinden, wenn sie einen ihrer unverständigen Anläufe nahm und das Seil in beängstigender Weise den Hals einschnürte.

Weiße Wäsche zum Bleichen war ausgespannt. Die unvorsichtigen Tritte eines Hundes waren darauf sichtbar. Aufgestapeltes Holz, beschnittene Baumstämme brannten in der Sonne und ihr harziger Duft vermischte sich mit dem Theer- und Seegeruch, der vom Ufer herüber durch die unbewegte Luft drang. Nebenan lag auch ein umgestürztes, eben getheertes Boot, und die durch die Sonnenhitze spröde gewordenen Buckeln glitzerten und flunkerten in dem Gold, das die Luft durchleuchtete. Kleine Knaben schaukelten auf einem Brett. Jedesmal stieß es hart auf dem Erdboden an, und jedesmal flog es durch kleine arbeitende Beine rasch wieder empor.

Linksseitig Gärten, Planken, letztere durch wellige Kreidelinien verunziert. Man glaubte den Buben zu sehen, wie er im Vorüberlaufen den Unfug ausgeübt hatte. Auch ein Kerlchen war hingemalt mit dem üblichen dicken Bauch und den Stricharmen und Beinen. Ein viereckiger Haufen mit Mauer-Steinen, gelblich schimmernd und Schatten lassend! Ein großer, glatter Stein, dar-

auf ein Dienstmädchen im rothgestreiften Brabanter Rock, auf dem Schooß ein zappelndes, nach einem bellenden Hündchen verlangendes Kindchen in weißem Spitzenkleidchen. Ein anmuthiges Bild!

Das Alles sahen wir im Fluge, eilten nun an die Brücke, verständigten den Bootführer, der nach Art dieser Leute stumm nickend und den Kautabak im Munde drehend, unseren Zweisegler „klar“ machte.

„Abstoßen!“ Die Segel unseres Schiffchens flatterten; noch lagen wir nicht im Wind, der zwar drüben kleine, weißgekrönte Köpfe auf die blaue Fluth zauberte, hier an der Brücke aber nur leise die Wasserfläche zu kräuseln begann.

„Mehr rechts steuern! Siehst Du nicht den Pfahl?“ Hellmuth bog sich vornüber.

Nur durch eine Linie getrennt, glitt unser, jetzt sich majestätisch emporrichtendes und bereits mit vollen Segeln dahineilendes Boot an dem bedrohlichen Hinderniß vorbei. Aber nun waren wir aus dem Gewirr der hier angeketteten Fahrzeuge, gewannen freie Bahn und trotzten gegen den Südwestwind auf. Und über uns der blaue Himmel ohne Wolken, aber schneeweiße Möven in der Luft, deren unruhiger, schwirrender Gesang

aus tausend Kehlen von einer Insel herübertönte, die wir zu erreichen suchten.

Zur Rechten lag das Städtchen mit seinen rothen Dächern. Sanfte, weiße Rauchwolken schwebten empor. Hier hohes, schimmerndes Gemäuer, dort ernsthaft dreinschauende Kirchthürme, und Alles im Hintergrunde umrahmt von den blühenden Armen des Waldes mit seinem helleren oder dunkleren Colorit.

Hinaus! Hinaus! Es sprühte der Gischt um den Kiel, der stramme Wind prallte sich gegen die flotten Segel auf, und schrägseitig durchschnitten wir die Fluth.

„So, nun laß mich mal steuern," sagte ich nach halbstündiger, durch Kreuzen unterbrochener Fahrt, zu Hellmuth.

„Ne, laß, Du kannst auf der Rückfahrt" — —

„Wie so?"

„Ich meine, ich steure nun, und Du später."

„Nein, nein, geh' nun 'mal nach vorne und lasse mich!" sagte ich entschieden, kletterte über die Sitzbretter und trat an ihn heran.

Aber er rührte sich nicht, er that, als sei ich Luft. Den Blick gradaus, schaute er zur Insel hinüber, deren schilfumstandene Ufer sich schon schärfer abhoben.

Junge, graue Möven (Kujabber) tanzten auf den Wellen auf und ab, erhoben sich wohl einmal im kurzen schwerfälligen Fluge und setzten sich dann von Neuem in einen goldglitzernden Streifen, den die Sonne aufs Wasser gelegt hatte.

„Ih nun! Ih nun!" rief ich und stampfte mit dem Fuße. Immer maßte sich mein Kamerad in unserem Verkehr das Herrscheramt an. Er wollte stets der Hammer, ich sollte der Amboß sein! Auch wirkte noch die Kringelgeschichte nach. Daß er mir den angebissenen Rest hinzuhalten gewagt, konnte ich nicht vergessen, um so weniger vergessen, als er nie vergeblich Ansprüche an meine Gutmüthigkeit machte.

„Laß nun doch!" rief er ungeduldig und heftig auf mein letztes Kommandowort, faßte mit der Rechten das Steuer fester, und erhob, als ich nicht nachließ, die Linke und stieß mir die geballte Faust gegen die Brust.

Ich verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts ins Boot. Das Fahrzeug schwankte und legte sich bis an den Rand ans Wasser. Die Wellen spritzten ihre übermüthigen Tropfen hinein und durchnäßten mich.

Aber mit einem Sprunge war ich auch schon wieder empor, stürzte mich auf Hellmuth, packte

ihn an der Gurgel und rieß ihn von seinem Sitze herunter.

Das Steuerruder entglitt seiner Hand, das Boot kam aus dem Cours, die Segel flatterten, der Wind stürmte und die Möven schrieen. Aber auf das alles achteten wir nicht! Wir hatten uns gefaßt und suchten uns gegenseitig zu Fall zu bringen. Mit unserem Widerstand wuchs unsere Wuth. Backe an Backe, mit heißem Athem, mit abgestreiften Mützen, von denen schon eine über die Wellen tanzte, rangen wir mit einander.

„Willst Du Ruhe geben?“ hastete es aus Hellmuths Brust.

„Willst Du Deine infamen Manieren lassen?“ brüllte ich.

Ah, da brachen wir zusammen! Rückwärts stürzten wir über den Sitz, und unsere Köpfe schlugen gegen den Hauptmast. Und die Segel flatterten klatschend hin und her, und der Wind legte sich gegen die Planken des Bootes und trieb uns weit hinaus, an der Insel vorüber. Keuchend, blutend erhoben wir uns, zerrten an unseren Kleidern und schauten uns, zitternd vor Wuth ins Auge.

Und ehe ich mich's versah, — just wollte ich ans Steuer eilen, um das Boot wieder in den

Wind zu bringen — stürzte hinterrücks Hellmuth auf mich zu, umklammerte meine Schultern und riß mich abermals ins Boot hinab. So lagen wir, kämpften und zerrten uns wie bissige Hunde.

Endlich gewann ich die Oberhand. Mit den Knieen auf seiner Brust hielt ich ihn, und während wilde Worte aus meinem Munde drangen, sah ich, wie auch der Geifer der Erregung über seine Lippen floß.

„Willst Du Abbitte thun?"

„Nein!" —

„Du willst nicht?"

„Nein!" —

„Willst Du jetzt?" —

„La—aß, la—ß" — Ich schlug auf ihn ein. Ich war blind vor Wuth.

Er lag wie todt in dem Boot. Ich erhob mich mit zitternden Gliedern und in furchtbaren Aengsten.

Jetzt aber tobte der Wind in den flatternden Segeln und riß es zur Seite. Ich schwankte, fiel an den Rand, griff um mich, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte plötzlich kopfüber ins Wasser. Nach mir quoll das Naß gierig ins Fahrzeug. Kalte Schauer durchrieselten mich, um meine Ohren dröhnte und wirbelte es; ich sank.

Aber ich arbeitete mich rasch wieder empor, gewann Oberwasser, lugte athemlos nach dem Boote aus und strengte meine Kräfte zum Schwimmen an. Wehe! Durch die Bewegung war der Zweisegler wieder in den Wind gerathen, und setzte jetzt mit vollen Backen durch die Fluth.

Das Schwimmen ward mir schwer in Kleidern und Stiefeln; ich mühte mich keuchend, zugleich überlegend, wohin ich mich wenden solle.

Mein erster Gedanke war, meinen Kameraden zu rufen. In solcher Lage schwieg jede Feindschaft! Mein zweiter Gedanke, ein schrecklicher, entsetzlicher: „War Hellmuth etwas zugestoßen? Hatte ich ihn besinnungslos gemacht?“ Ich sah nichts von ihm!

„Dem Boote nach, dem Boote nach!“ rief es in mir. Ich holte aus, und nun schrie ich über das Wasser: „Hilfe — Hil—fe, Hell—muth, — Hellmuth!“

Nichts! Nichts!

Was wurde aus mir, aus ihm, — aus dem Fahrzeug, das herrenlos dahinjagte? Schauer jagten durch mein Inneres, auch die Kräfte ließen nach.

Ich legte mich auf den Rücken zum Ausruhen. — Ueber mir der blaue friedliche Himmelsbogen

und in der klaren, goldenen Luft eine einzige, tiefffliegende Möve mit schneeweißen Flügeln. An mein Ohr aber drang das Rauschen des Wassers.

So lag ich ausruhend, bis ich „Hellmuth! Hellmuth! Hilfe! Hilfe!“ von Neuem erschallen ließ und meine Stellung veränderte. Ich theilte mit frischen Kräften die Wellen. Aber, ob's unter solchen Verhältnissen nicht doch zweckmäßiger sei, an die Insel zu schwimmen? fragte ich mich dann. Da war ich wenigstens auf dem Lande, sicher vor größerer Gefahr, gar vor dem Ertrinken! Das grüne, hohe Schilf sah ich in nicht zu großer Ferne; es umsäumte, vom Winde durchrauscht, sanft sich neigend, die Ufer. In seiner Nähe war's auch flach! Dort gewann ich bald Grund unter meinen Füßen!

Ja! So sollte es sein! Alles Andere außer Acht lassend, schwamm ich gegen das Eiland und suchte dieses zu gewinnen. Von unserem Zweisegler sah ich schon nichts mehr.

Endlich erreichte ich die Bucht und ließ mich sinken. Das Wasser ging mir noch ans Kinn, aber ich vermochte zu gehen und meinen arbeitenden Lungen Ruhe zu geben. Mit den Armen theilte ich die Fluth, und eilte vorwärts. Wie ängstlich kreischten die Möven, aber wie viel stiller war's

hier in der Luft, nahe dem Strande. Fast unheimlich still. — Im Schilfrohr schrie ein Wasserhuhn. Nun verstummte es plötzlich.

Bald reichte mir die Welle nur noch ans Knie und nach wenigen Minuten hatte ich den Strand erreicht. Er war bedeckt mit glattem, aufgespültem Sand, Vogelfedern, Steinchen und ausgeworfenem, mit trockenem Schaum bedecktem dunklem Holz aus schiffbrüchigen Fahrzeugen.

„Ah! Ah!“ seufzte ich tief auf und betrachtete die nassen, schlotternden Kleider an meinem Körper. Die Stiefel ausziehen, war mein erster Gedanke. Ja, wenn das so leicht gewesen wäre! Endlich ließ ich sie herunter, entkleidete mich gänzlich und eilte noch einmal in die Fluth. Bewegung, Wärme!! Ich lief auf und ab und achtete nicht, daß die Grasstoppeln in meine Füße schnitten.

Nun breitete ich Rock, Beinkleider und Wäsche aus und stürmte die Anhöhe der Insel hinauf. Wie Robinson Crusoe kam ich mir vor, als ich hier so verlassen oben stand. Unheimlich wurden die Möven aufgescheucht; mit betäubendem Gekreisch irrten sie über mir in der Luft. Wie vom blauen Himmel herabgefallene, im Aether tanzende Silberflocken erschienen sie meinem Blick.

Meine Augen beschattend, sah ich nach unserm

Fahrzeug aus. Ah! Gottlob! Da war das Boot, und am Steuerruder saß eine Gestalt! In diesem Augenblick kreuzte der Führer und nahm seine Richtung zu mir.

Ich flog hinab, holte meine Wäsche und ließ sie im Winde flattern.

So stand ich wehend mit meinem Wahrzeichen und überlegte, ob er wohl kommen oder mich boshaft im Stiche lassen werde.

Auf dem Flusse war's wie ausgestorben; sonst nirgend ein Fahrzeug, kein Boot, kein Kahn. Nur die Schneekämme der Wellen erschienen und verschwanden, nur der Wind wehte um meine Stirn, nur die Thiere über mir sangen ihre alten unruhigen Lieder.

Und während ich über das Wasser spähte, gedachte ich all' der Umstände, die mich in diese Lage gebracht hatten.

Traf mich ein Vorwurf? War Hellmuth Schuld? Wie war doch Alles gewesen? — Wie war's gekommen?

Leise Reue stieg in mir empor, und zu dieser gesellte sich die Furcht vor den Vorwürfen meiner Mutter. Konnte ihr verborgen bleiben, was geschehen war? Durfte ich ihr es verheimlichen? Würden meine nassen Kleider mich verrathen?

Aber dieſe Ueberlegungen waren noch verfrüht. Ich wähnte mich ſchon wieder daheim im trockenen Neſt, während ich doch vorläufig noch nackt und frierend daſtand, und es weit ſchlechter hatte als die erſten Menſchen, die einſt im Paradieſe mit ſeligen Gefühlen umherwandelten und goldſchimmernde Früchte naſchten.

Nun war das Fahrzeug nahe der Inſel! Ich wiederholte meine Rufe und ſchwenkte von Neuem das Leinen in meiner Hand. Jetzt ſtellte ſich auch Hellmuth aufrecht ans Steuer und ließ ſein Sacktuch wehen. Ah! Nun war Alles gut! Freilich, unmöglich blieb's für den Zweiſegler, ans Land zu kommen. Nur Kähne mit flachem Boden konnten durch die ſeichte Fluth bis ans Ufer gelangen. Ich mußte meine Kleider in die Hand nehmen und bis ans Boot heranwaten! Und ſo geſchah es!

„Donnerwetter!" ſagte Hellmuth, als er mir die Kleider abnahm und die Hand zum Einſteigen reichte, „hab' ich aber eine Angſt ausgeſtanden!"

„Na, und ich!" ſagte ich beglückt, daß nichts mehr zwiſchen uns lag.

Für heute hatten wir aber Beide genug. Zudem fanden wir, als wir uns gegenſeitig betrachteten, die Spuren der Kämpfe auf unſern Ge-

fichtern. Die Fragen daheim konnten nicht ausbleiben.

„So, nun steure Du!“ hub Hellmuth an.

„Nein, laß! Bleib Du nur dabei!“ gab ich, gerührt von seiner Willfährigkeit, zurück.

Wir erreichten nach viertelstündiger Fahrt die Brücke. Als ich in die Westentasche griff, um meine vier Schillinge hervorzuholen, sammelte Hellmuth mit einem großmüthigen: „Nein, behalte! Ich bezahle heute!“ — glühende Kohlen auf mein Haupt, und ich übersah sogar für Augenblicke meinen höchst ungemüthlichen Zustand, ich vergaß, daß mein Hemd zusammengerollt in meiner Rocktasche steckte und daß die Beinkleider sich feucht um meine Glieder steiften.

„Was sagst Du nun zu Hause?“ fragte mein Kamerad.

„Ich weiß selbst nicht.“

„Sag' nicht, daß wir uns erzürnt hatten.“

„Nein, nein!“ beruhigte ich ihn rasch.

„Sag', daß wir gebadet hätten und daß“ —

„Nein, das geht nicht. Baden war mir verboten.“

„Hm! Hm! Weißt Du, Felix, sag', daß Wasser ins Boot gelaufen wäre!“

Ich schüttelte den Kopf. Meine Mutter belügen?

„Nein! Ich werde gar nichts sagen. Ich laufe in mein Zimmer und wechsle die Kleider!“

Hellmuth nickte. „Ja, so ist's gut. — Und nicht wahr? Du sagst nie etwas von dieser Geschichte? Gieb mir Dein Ehrenwort!“

Ehrenwort geben ist unter Knaben gang und gäbe. Freilich wird's bei der geringsten Veranlassung gefordert und bewilligt.

Als wir uns an unsern Hausthüren trennten, war ich fast schon trocken. Ich hatt's sogar noch besser als Hellmuth, der seine Mütze bei dem Kampfe eingebüßt hatte. Sie schwamm jetzt herrenlos im Flusse, und die Möven tauchten wohl herab, um nach einer Beute zu haschen.

Die Nachwirkung kam aber doch. Eine starke Erkältung machte sich zunächst bemerkbar, und bald lag ich schwer fiebernd im Bett.

Die sanften, traurigen Augen meiner Mutter waren über mir, wenn ich schrie und tobte, wenn ich immer wieder rief: „Ich will ans Steuerruder! — Ich will ans Steuerruder! — Wasser! — Wasser! — Das Boot! — das Boot! — Hellmuth, Hellmuth, Hellmuth!“

„Was habt Ihr eigentlich mit einander ge-

habt?“ fragte meine Mutter meinen Kameraden, als er eines Tages mit bedrückter Miene erschien, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Er beichtete Alles! —

„Warum hast Du mir nichts erzählt, Felix?“ fragte sie, als ich zum ersten Male wieder aus dem Bette war, noch bleich dasaß und ihr zärtlicher Blick mich traf. „Es war nicht recht!“

„Ich fürchtete, daß Du schelten würdest —“

Sie schüttelte den Kopf und ihr Auge blieb auf mir ruhen.

„Du Hitzkopf, Du! Wer war denn eigentlich Schuld?“

„Ich — Mutter!“ —

„So, so? Hellmuth sagt, er habe die Veranlassung gegeben. Das ist auch das Richtige. In dem Eingeständniß liegt die rechte Reue, — und die Reue, mein lieber Junge, ist immer der Vorhof zur Besserung. — Aber nun deck' Dich nur zu! Deck' Dich zu, Felix! So, und ruhe hier in Papas Lehnstuhl. — Schlafe! Du bist noch schwach, mein lieber Junge.“

Sie beugte sich über mich. Noch einmal traf mich ihr Blick, ein Blick, in dem ihr Herz schwamm.

O! welch ein Herz voll Liebe und Güte!

Vorwärts! Henry!

„Ach, Larifari! Das wird ihm nichts schaden. Ich habe auch in meiner Jugend gearbeitet! Wie? — Nein! Wohin soll das führen!? Er macht seine Arbeiten, und damit gut."

Der Mann, welcher gesprochen, nahm seinen Hut, griff nach dem Stock, küßte seine Frau flüchtig auf die Stirn und verließ die Wohnung.

Die Zurückgebliebene saß einen Augenblick nachdenklich da, dann erhob sie sich, wandte ihre Schritte über den Korridor und betrat ein kleines Gemach, das nach dem Hofe führte. Hier saß ein Knabe an einem Schreibtisch und arbeitete. Neben ihm lagen ein Buch und auch ein Lexikon, in welchem Letzteren er blätterte.

„Nun, Henry?"

Der Angeredete erhob den blassen Kopf und sah seine Mutter ernst an.

„Wirst Du fertig? Ich habe eben mit Deinem Vater gesprochen, er will's nicht erlauben."

„Ach, ich hatte Dich doch gebeten, Mutter, ihm nichts" — unterbrach der Knabe sie vor=

wurfsvoll. „Ich muß die Arbeit machen. Eine Entschuldigung kann ich nicht vorzeigen, noch weniger die Schule versäumen."

„Aber Du bist so blaß, Henry! Wie steht's mit Deinem Kopf? Ist's besser?"

Jener nickte, aber die müden Augen, die dunklen Ringe unter diesen, der abgespannte Ausdruck in den Zügen straften seine Worte Lügen.

„Geh wenigstens heute frühzeitig ins Bett. Du kannst lieber morgen zur rechten Zeit aufstehen und dann weiter arbeiten."

„Nein, nein! Das geht ja nicht. Morgen früh muß ich einen deutschen Aufsatz abschreiben."

Er machte sich wieder an die Arbeit, und seine Mutter ließ sich in einen Stuhl gleiten und schaute ihm zu.

Sie war schon glücklich, wenn sie in seiner Nähe war, und wenn ihm nicht zu sprechen gefiel, schwieg sie.

Hin und wieder erhob der Knabe das Auge und schaute sie an. Ein Strahl inniger Liebe flog dann über sein Gesicht; ein sanftes, fast melancholisches Lächeln umspielte seinen Mund.

Da kratzte es an der Thür. „Es ist Bello."

Der Knabe sprang auf. Ein großer, prächtiger Hund drängte sich durch die Thür, schmiegte

sich an Henry an, trat auch schweifwedelnd der Frau näher und legte sich endlich abseits von dem Tische nieder.

Nun richteten sich noch zwei lebhafte, theilnehmende Augen auf den Fleißigen.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Sind denn das schon Examen-Arbeiten, die Du jetzt zu machen hast, Henry? Mich dünkt, seit den letzten Wochen hast Du keinen freien Augenblick."

Der Angeredete schüttelte den Kopf: „Nein, Mutter, aber auf die Leistung und Führung im letzten Quartal kommt sehr viel an. Ich werde nicht versetzt, wenn ich mich nicht ordentlich daran mache."

„Es thut ja nichts, mein lieber Junge. Bist Du nicht der Jüngste in der Klasse?"

„Ich glaube wohl, Mutter. — Still, Bello, kusch dich! — Wie kannst Du aber sagen, daß es nicht darauf ankommt. Papa würde ein schönes Gesicht machen, wenn ich sitzen bliebe."

Die Frau antwortete nicht. Henry hatte Recht. Ihr Mann war nachsichtslos streng, und diese Strenge von Jugend auf hatte bewirkt, daß der Knabe ein sogenannter „Büffler" geworden war.

Wenn draußen ein lustiger Wind wehte und die Mitschüler ihre Drachen steigen ließen, wenn

die Sonne die Landschaft durchglänzte und jene mit ihren Botanisirkapseln in Gottes Natur eilten, wenn sie die Bäume erkletterten und über die Gräben sprangen, ihre Spiele spielten und jauchzende Töne übermüthiger Lust aus ihrer Brust dringen ließen, saß Henry hinter den Büchern, und kaum schlich er einmal über die Straße zum Nachbar Buchbinder, um außer der Schulgangszeit sich Hefte oder Papier einzuhandeln.

„Wenn aber die Ferien da sind, sollst Du einmal Pause machen, Henry. Dann schicken wir Dich wieder zum Onkel Ernst nach Gransee ins Försterhaus. Da kannst Du Dich tummeln, schießen und jagen."

In den Augen des Knaben blitzte es auf. „Ja, und Bello nehme ich mit, Mutter" — sagte er in fast kindlich-naiver Freude.

Als Bellos Name genannt wurde, erhob dieser den Kopf, stand auf und legte das flockige Haupt auf des Sprechenden Knie.

Kinder und Hunde sind die rührendsten Erscheinungen in der ganzen belebten Welt. Jene machen unsere Herzen erbeben durch ihre Unschuld, diese rühren uns durch ihre treue Anhänglichkeit.

„Mein Bell, lieber Bell" — sagte der Knabe

und ſtreichelte das Thier. „Willſt du mit nach Granſee, Bell, in die Ferien?“

Der Hund ſchien zu verſtehen; er richtete die ſchönen Augen auf ſeinen kleinen Gebieter und geizte nach mehr Worten, nach mehr Liebkoſungen.

„Gnädige Frau“ — ſagte in dieſem Augenblick eine Dienſtmagd und öffnete die Thür. „Der Herr ſchickt nach dem Hausſchlüſſel. Er läßt ſagen, daß er doch im Klub bliebe.“

Die Dame nickte.

„Gleich! — Dann wollen wir zu Abend ſpeiſen. Komm, Henry.“

„Ach, ich habe gar keinen Hunger, Mutter“ — erwiderte der blaſſe Knabe und gähnte.

„Doch, doch! Wenn Du nicht einmal ißt, was ſoll daraus werden? Ich will es! Nimm wenigſtens ein Brödchen und ein Glas Wein.“

Als der Mann um Mitternacht, die Zeit war an der zwölften Stunde lange vorüber, nach Hauſe kam, betrat er den inneren Hof und ſchaute zu den Fenſtern ſeiner Wohnung hinauf. — Er nickte befriedigt. Henry arbeitete noch. „Henry war ein tüchtiger, gewiſſenhafter Menſch!“

Die Sonne erſchien am Himmel und gewann an Kraft. Draußen blühten die Blumen, ſangen die Vögel und zirpten um Abendzeit die Heimchen.

Weiße Sommermotten bevölkerten die blühenden Büsche, und wenn der Tag anbrach, lagen silberfunkelnde Tropfen in den Kelchen spät geborener Knospen. Sanfter Wind wehte, warme Luft verrieth den Sommer. Die Natur feierte ein Fest der Schönheit und der Luft, wie kaum seit Jahren.

Henry aber saß über den Büchern. Galt's doch! Das Examen stand vor der Thür. In der Nacht hüstelte er häufig mit hartem Ton.

Die Frau hörte es und ängstigte sich. Während der Mann der heutigen, ernsten Zeit neben ihr fest schlief, gingen ihre Gedanken zu ihrem Knaben. Sie wußte es, sie fühlte es. Auf Kosten des Körpers dehnte sich sein Geist.

„Ich bitte Dich, Carl!" sagte sie an einem Morgen, als der Knabe — ängstlich um die Schulstunde besorgt — davon geeilt war und nicht einmal Frühstück zu sich genommen hatte. „Verbiete Henry dieses unvernünftige Arbeiten. Siehst Du nicht, wie abgezehrt er aussieht? Was soll das nützen? Es ist doch wirklich gleich, ob er versetzt wird."

„Ach, die alten Lieder, Anna! Das verstehst Du nicht! Natürlich, arbeiten greift etwas an. Aber dem Jungen fehlt gar nichts. Hinüber in die andere Klasse muß er.

„Es ist aber doch eine Thorheit, ein Kind so anzustrengen.“

„Ja, wenn es nach Dir ginge, würden wir ihn, in Watte gepackt, im Zimmer haben. Seit seiner Geburt hast Du ihn ängstlich bewacht; nun lasse ihn einmal gewähren. Heutzutage müssen die Jungen heran. Es wird viel verlangt. Wie nun, wenn er sein Einjähriges nachher nicht machen kann? Möchtest Du, daß er drei Jahre diente?“

„Aber Karl! Davon ist doch gar nicht die Rede.“

„Nicht die Rede? Wie ist's mit Conrad Behrens gegangen! Alles ließen die Eltern gehen, wie's wollte. Hast Du ihn nicht neulich gesehen, wie er den Kopf hängen ließ, wie er klagte über den Dienst? Und die Schande! — Gewiß! Henry sieht ein bischen blaß aus! Nun ja! Aber wenn er durch ist, kann er ja in den Ferien nach Gransee gehen und sich erholen.“

„Und wenn er nun nicht versetzt wird?“ fragte die sanfte Frau zaghaft, „dann darf er doch auch fort? Er muß fort!“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Macht er sich, soll ihm das als Belohnung werden, aber sonst muß er auch in den Ferien tüchtig dran,

damit er im nächsten Semester versetzt wird. Uebrigens, — sollte er mir das anthun, sollte er sitzen bleiben, — ich weiß nicht, was geschieht."

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie sah bei ihrem heftigen Mann eine gewisse Stirnader anschwellen, sie schwieg dann stets, es halfen keine Vernunftgründe. Heute aber wagte sie doch einen leisen Einwand. Er schnitt jedoch alle Gegenreden mit dem einen Wort: „Larifari!" ab und verließ das Gemach.

Acht Tage vor dem Examen mußte sich Henry hinlegen. Eine eigenthümliche Schwäche hatte sich seiner bemächtigt. Er klagte wieder viel über Kopfweh, und an einem Vormittage kam er aus der Schule zurück, weil ihm, wie er berichtete, Alles vor den Augen geschwommen, und ein heftiges Erbrechen ihn kaum erleichtert habe. Und dieser Zustand hielt an bis zum Tage vor'm Examen.

Dann stand er auf. Er wollte aufstehen und ging, wie's schien, frischer, als vor langer Zeit in die Klasse.

Vor seinem Fortgange rief ihn sein Vater zu sich und klopfte ihn auf die Schulter.

„Na, Henry, ganz fix wieder!? Bravo! Nun, und was meinst Du, wirst Du mit hinüberkommen?"

Der Knabe sah seinem Vater forschend in die Augen, denn in dem Gesicht desselben malte sich jene Strenge, vor der er sich schon als Kind gefürchtet hatte. In seiner ruhigen Weise erwiderte er:

„Ich weiß es nicht, Vater. — Die letzte Woche hab' ich für's Repetiren verloren. — Das war schlimm."

„Er sollte nur fortbleiben," rief die Frau, „ganz fortbleiben. Wenn er nicht durchkommt, wirst Du zornig, und das hat mein braver Henry nicht verdient."

Sie trat bei diesen Worten auf ihren Sohn zu und liebkoste ihn zärtlich und besorgt.

Der Mann zuckte mit nicht mißzuverstehenden Geberden die Achseln, als ob er sagen wollte: O, die Frauen mit ihren Nestküchensorgen und ihrem Unverstand! — „Nichts da!" sagte er. „Henry geht in's Examen und ich habe Zutrauen zu ihm. Er kann's machen! Nicht, Henry?"

Der Knabe liebte seinen Vater trotz der Strenge. Als dieses letzte Wort erklang, erwachte der alte, brennende Ehrgeiz. Sein Vater rechnete auf ihn, er mußte ihm Ehre machen.

Er grüßte, rief nach Bello, der oftmals mittrabte und geduldig draußen die Stunden abwartete, und entfernte sich. —

„Na, heute werden wir ja nun das Resultat haben!“ sagte der Mann Morgens zu seiner Frau. „Es scheint bis jetzt Alles gut gegangen zu sein ....“

Sie nickte, aber sprach nicht. Sie sah todtenblaß aus.

„Nun? Was ist's? Was hast Du denn, Frau?“

„Hier!“ sagte sie. „Das fand ich heute in der Frühe beim Aufräumen in Henrys Zimmer in der Schublade. Karl, Karl!“ fuhr sie fort und schrie auf, bevor jener noch begriff, viel weniger zum Lesen dessen gelangt war, was ihm seine Frau überreicht hatte. „Eile in's Gymnasium! Sei um unseren Knaben. Ich weiß nicht, mich hat eine furchtbare Angst ergriffen, — ich vermag mich nicht davon zu lösen. Mir ahnt etwas Schreckliches!“

„Na, was ist denn nun wieder? — Aber Anna, beruhige Dich doch!“

Tagebuch von Henry Dest o.

Fortsetzung.

„Mucius Scävola legte seine Hand in's Feuer. Er war ein Mann! Solch ein Mann möchte ich werden! Ich bin traurig. Ich weine oft, ich weiß nicht weshalb. Ich glaube, daß ich

ehrgeizig bin, und kann meinen Ehrgeiz nicht befriedigen.

Was sollen all die Thorheiten, die meine Mitschüler treiben. Nun haben sie wieder einen Klub gegründet; sie rauchen, sie trinken, sie glauben, das ist etwas Rechtes. Ich verachte sie. Ich habe ein hohes Ziel!

Lieber Gott! Lasse mich durch's Examen kommen! Wenn ich nicht bestehe, — dann — dann —

O, mein Vater, vergieb mir! Ich wollte, aber meine Kräfte reichten nicht. —

Wie Bello mich eben ansieht. So schwermüthig! Bell, werde ich mit Dir in Gransee hinter den Hasen herlaufen und die Füchse aufspüren? Ja, Bell? Wirst Du betrübt sein, Bell, wenn ich einmal — todt bin?

O, meine liebe, liebe Mutter!" —

Der Mann las diese in dem seltsamen Gemisch von Kindlichkeit und sentimentalen Ernst abgefaßten Worte und erschrak. Aber nur für einen Moment.

„Dergleichen haben wir Alle geschrieben. Ich machte immer Verse und wollte auch oft sterben," — sagte er spöttelnd zu der ihn mit ängstlicher Spannung betrachtenden Frau. „Leg's ihm wieder hin! Ich weiß, man schämt sich, wenn der-

gleichen Anderen in die Augen fällt. Aber ich muß in's Büreau. Adieu, Frau!"

* * *

Sie lagen im Walde, dicht nebeneinander, der Knabe und der Hund. Das Thier heulte und winselte und schmiegte seine Schnauze an die blaßen, blutüberströmten Wangen seines kleinen Gebieters. So wohlgezielt hatte sich der Knabe in die Stirn getroffen, daß der Tod gleich eingetreten sein mußte.

Ein Brieflein, mit Bleifeder geschrieben, brachte die Post an demselben Tage aus Gransee:

„Liebe, theure Eltern!

Nicht versetzt! Ich verwinde es nicht. Ich kann, ich mag nicht mehr leben. Leset mein Tagebuch, es liegt versiegelt unter der Matratze meines Bettes."

Ah! Wie die Frau aufgeschrien hat, wie blaß — der Mann gewesen ist, wie er gezittert hat — — —

Sturmfluth.

In der Westsee lag einst eine kleine, nackte Hallig, auf der nur hundert und vierzig Menschen wohnten, die aber doch, Dank der Fürsorge des Landesherrn, jeden Sonntag aus dem Munde ihres eigenen Predigers Gottes Wort in der Kirche hörten.

Seit undenklichen Zeiten spielte die See Haschen mit der Küste. Sie kam und ging, und das feste Land streckte sehnsüchtig das Gesicht in's Meer, bis die Fluth wieder herangerauscht kam und mit hellem, frischem, vergnügtem Lachen die sandigen Landzungen der Insel überspülte und mit durchsichtigen, zärtlichen Armen festhielt.

Aber in einer dunklen Nacht begann ein Rauschen, und aus dem Rauschen wurde ein Sausen, und dann erhob sich mit kurzen, unheimlichen Zwischenräumen ein mächtiger Sturm, der immer rasender wurde, bis Wasser, Wind und Wetter in ein furchtbares Chaos zusammen-

schlugen, und eine Windsbraut über See und Insel fegte, daß die Seerobben am Strande, von Entsetzen ergriffen, laut aufheulend, in den Gischt hinabtauchten und sich vor der entfesselten Naturgewalt in der Tiefe des Meeres zu bergen suchten.

Vor Jahresfrist war der alte Pfarrer gestorben. Jetzt wohnte in der Predigerwohnung ein noch junger Geistlicher mit seiner Schwester, die Beide viel Herzeleid gehabt, dem Treiben der großen Welt gerne hatten entfliehen wollen und deshalb den Aufenthalt auf dieser stillen Insel mit ihrer reinen Luft und ihren einfach gearteten Menschen als eine gnädige Fügung des Himmels angesehen hatten.

Es traten nach dem Tode des Verstorbenen keine Bewerber um die Pfarrstelle hervor, und aus diesem Grunde war es dem Kandidaten Ernst Harms leicht geworden, dieselbe zu erhalten.

Liane, die Schwester, wachte von dem Brüllen auf, das von der See herüberdrang. Solche Laute waren ihr fremd. In ihren Vorstellungen erschien es ihr, als ob plötzlich Legionen Löwen wassertriefend aus dem Meere aufgetaucht seien und blutdürstig, mit offenem Rachen, vom Strande herüberheulten.

„Ernst! Ernst!“ schrie Liane, machte Licht, warf ein Gewand über und öffnete die Thür ihres Schlafgemaches.

Gerade huschte, wie ein boshafter Geist, die Hauskatze an ihr vorüber, prustete giftig unter den langen Schnauzhaaren hervor und starrte sie mit ihren unheimlich gelbleuchtenden Augen an.

Liane fuhr zusammen, aber diesen Schreck verjagte ein größerer, denn jetzt gerade setzte ein Stoßwind so heftig gegen das Dach des Pfarrhauses an, daß es in allen Fugen seiner Bretter und Balken krachte.

Einen Augenblick stand Liane unschlüssig, dann aber raffte sie sich gewaltsam auf und eilte, das flackernde Licht in der Hand, die Treppe hinab.

Auf halbem Wege besann sie sich. Es fiel ihr ein, daß droben in der Erkerkammer, wo Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, ein Fenster offen stand, und sie erklärte sich nun auch, weshalb der Wind so furchtbare Macht über den festen Bau gewonnen habe. Sie lief, um Unglück zu verhüten, rasch zurück und eilte über den Hausboden an die kleine, mit einem einfachen, drehbaren Schloß versehene Thür.

Noch zögerte sie einzutreten, denn sie hörte es

drinnen sausen und poltern. — Der Wind rüttelte an dem offenen Fenster und an der Thür. — Sie setzte das Licht seitwärts in eine geschützte Ecke, riß schnell den Verschluß auf, trat in die Kammer und schlug die Thür hinter sich zu.

Gegen den Wind ankämpfend, tastete sie sich bis an's Fenster, erfaßte die eiserne Stange, an welcher der Sturm riß, als ob er sie durchaus aus ihren Fugen brechen wollte, löste sie von dem Haken und zog mit der Rechten und dann auch mit der Linken den Fensterrahmen mit äußerster Kraft an sich.

Aber nun stürzte sich der Wind, als ob er eben neuen Athem geschöpft habe, mit hartnäckiger Wuth auf die Scheiben und preßte mit seinen unsichtbaren Schultern das Fenster an die Mauer.

Da ertönte wieder auf dem Hausboden das unheimliche Heulen der Katze. Liane hielt unwillkürlich inne. Als ihre Hände den Rahmen von Neuem faßten, fuhr die boshafte Gewalt halbseitig stürmend in's Gemach. Des Mädchens Haare lösten sich in Strähnen, und der Wind drückte sie so heftig gegen das Fenster, daß sie fast den Stützpunkt verlor und herabgerissen wurde.

Ihre Hände waren wund; sie fühlte, wie das

warme Blut durch ihre Finger rann. — Noch unter der Nachwirkung des Schrecks vernahm sie ein neues, den Sturm übertönendes, noch stärkeres Geräusch, das sie ganz überwältigte. Von Angst gelähmt, ließ sie vom Fenster ab und hörte nun, während sie sich zitternd gegen die Wand lehnte, das gleichzeitig zusammenwirkende Geräusch unzähliger langsam, mit schweren Lasten über hohle Brücken dahinrollender Wagen. Neben diesen schritten die Löwen mit den rauchenden, brüllenden Rachen.

Was war das? — Aber Liane fragte nicht. Entsetzen erfaßte sie, und mit dem Aufschrei: „Es ist die See, es ist die See. Sie kommt", — — wandte sie sich zur Thür, tastete nach dem Schlüssel und riß daran in angstvoller Verzweiflung.

Aber der Schlüssel rührte sich nicht, wie sie auch drückte und zerrte.

„Gott im Himmel, sei barmherzig!" keuchte sie und schlug mit den Händen gegen die Thür. Und dabei umraste sie in dem engen Gemach der Sturm, der hier eine Fangecke zur sicheren Zerstörung gefunden zu haben schien. —

Sie schrie durch das Tosen der Nacht, sie weinte und jammerte, sie trat zurück; dann

stemmte sie sich mit ihrer kräftigen Gestalt gegen die Thür; aber diese rührte sich nicht, sie schien wie aus Eisen zusammengefügt.

„Hilfe — Rettung!“ Noch einmal stieß Liane mit so übergewaltigem Anprall gegen die sie von der Außenwelt abschließende Mauer, daß ihre Schulter in heftigem Schmerze anschwoll.

Aber dieser Schmerz, diese Angst traten doch noch zurück vor dem Gedanken an Ernst. Er hatte gegen Spätnachmittag die Pfarrwohnung zur Wahrnehmung einer geistlichen Handlung verlassen und mußte jetzt gerade auf dem Rückwege sein. Es wälzte sich die fressende See über die ganze Insel! Wenn sie ihn unterwegs überraschte! Was wurde aus ihm?

Ja, jetzt schnaubte sie mit ihren rachsüchtigen Nüstern schon vernehmlicher. „Barmherziger, ewiger Gott! Sei ihm gnädig!“ Liane dachte nicht mehr an sich. —

Und dann kam ihr ein Entschluß, ein furchtbarer, aber die Verzweiflung, — die Liebe gaben ihr von Neuem Kraft. Sie eilte an's Fenster, raffte ihre Kleider zusammen, richtete sich, obgleich der Sturm sie zweimal zurückwarf, bis zur Höhe der Fensterbank

empor und — verschwand in Nacht und Finsterniß. —

Der Himmel schützte sie! Sie fiel auf den weichen, feuchten Boden; dieselbe Naturgewalt, die sie hatte verderben wollen, nahm sie rettend beim Herabfallen auf ihre Arme.

Liane raffte sich unter den peitschenden Regenschauern empor und eilte in's Haus. Sie riß die Thür zu den Zimmern ihres Bruders auf und rief seinen Namen. Keine Antwort. Vielleicht war er die Treppe emporgestiegen, um sie zu suchen. War er überhaupt zurück?

Sie eilte hinauf und spähte. Nichts! Nur der Wind heulte. — Und nun graute ihr vor der Katze, vor dem einsamen Licht, vor der gräßlichen Nähe, der sie eben entronnen war und in der sich die furchtbaren Gewalten plötzlich für sie in Wesen mit rauchenden Zungen und langen Schlangenarmen verwandelt hatten.

So stand sie bebend und unschlüssig da. Ihre Kniee zitterten, ihr Herz stockte! Es überkam sie die entsetzliche Furcht der Verlassenheit; der Gedanke, hier allein hilf- und rettungslos von der Fluth erfaßt zu werden, raste durch ihre Sinne. Da stand noch das Licht auf demselben

Fleck. Es flackerte heftig und es schien, als ob es mit gieriger Zunge an Holz und Gebälk lecken und Alles verzehren wolle. Ja, das Licht mußte sie an sich nehmen. —

„Huau! Huau! au, au!“ kreischte plötzlich die Katze und flog jählings, wie von einer unsichtbaren Macht emporgeschreckt, auf Liane zu, überstürzte sie fast und fuhr in rasenden Sprüngen die Treppe hinab. Unwillkürlich legte die Geängstigte die Hände auf's Herz. Sie suchte nach Athem. — Und wie sie endlich neuen Muth gewann und das Licht emporhob, — just ließ der Sturm ein wenig ab, — da klatschten die ersten Wellen — sie hörte das Geräusch von unten heraufdringen — gegen die Mauer des Hauses.

Nun fort! Nun war's um's Leben! Entweder rasch zu der nahgelegenen Höhe, auf der die Kirche stand, oder es galt, bis Hilfe kam, wenigstens die Hausthür absperren.

Eile! Flucht! Die Gedanken jagten sich in ihrem Gehirn. Wer würde ihrer achten in dem Wirrwar, der Angst und Verzweiflung? Einer sicher! Ihr Bruder Ernst! Aber würde er im Stande sein, sie überhaupt noch zu erreichen? Und wenn auch — waren sie nicht Beide verloren? — —

Als Liane die Treppe hinabschwankte, saß wieder die Katze da. Sie hockte auf der untersten Stufe, ängstlich zusammengekauert. — Sie scheute das Wasser, das schon durch die schlechtgefügte Thür in den Flur eingedrungen war. Liane sah es, aber sie mußte es wagen. Sie nahm die Katze mitleidig auf den Arm, stieg in's Wasser hinein und hielt, fortschreitend, das Licht von sich ab.

In diesem Augenblick raste der Wind gegen das Haus, als ob er es wie ein Kartenhaus niederblasen wolle, und unter wirbelndem Zugwind verlöschte das Licht.

Nun krallte sich die Katze mit hörbaren Lauten an das Gewand und dann an die Hand Lianens. Im Schmerz suchte sie das Thier von sich abzuzerren. Die Katze sträubte sich, bis sie, dem richtigen Natur-Instinkt folgend, von ihr ab und die Treppe emporflog.

Was nun?

Liane trat durch das Wasser, klinkte die Thür zu dem Studirzimmer ihres Bruders auf, tastete sich an der Wand entlang und nahm den an einem Nagel sitzenden Kirchenschlüssel herab. Dann eilte sie in die Küche. — Ah! wie brüllte die See

und wie peitschten die Wasser gegen die Hinterwand des Hauses! — Sie machte mit zitternden Händen Licht in einer Laterne an, suchte sich — Alles in fliegender Hast — ein Brot, fand den Rest eines Schinkens — und wandte ihre Schritte zurück an die Hausthür.

Als sie hinaustrat, stand sie mitten in den anbrausenden Wellen. Der Sturm zerrte an ihren Kleidern, riß an ihrem Körper und nur unter Aufbietung aller Kräfte vermochte sie, gegen Wasser und Wind ankämpfend, den nahegelegenen Hügel zu erreichen und zu erklimmen.

Als sie bis zur Kirchenthür gelangt war, hielt sie sich mit der freigemachten Rechten an dem Drücker fest und schaute einige Augenblicke um sich. Ein furchtbares, ein grauenhaftes Bild! Eine neue Sündfluth! Ein Rasen der Elemente, kein Kampf! In der Ferne ein solches Auftoben des Wassers, daß die Wogen Licht zu verbreiten schienen. Liane sah häuserhohe Wellen mit Schneekämmen, Berge von Wasserfluthen, und zwischen ihnen, über ihnen, raste zertheilend, unterwühlend, Alles zerberstend, der Sturm.

Hu, hu hu — S—ſ—ſſ— Sſ—ſſ—ſ—ſ— Sßſ! Rrrr — Raau! — fuhr's durch die Luft, und sausend, wuthschnaubend, stießen die Gesellen

des entfesselten Elements gegen die Kirchenmauern.

Rings Finsterniß, Sturm, Wasserwuth, Vernichtung! — und hier ein vor Furcht und Entsetzen bebendes Menschenkind!

War das Dorf am Ende schon versunken, weggespült wie Sand und Schaum?

Liane drehte hastig und zitternd den Schlüssel in der Thür, öffnete und zwängte sich in die Kirche.

War's möglich? Hier war Todtenstille. Ihr Schritt klang, wie eine unheilige Störung in dem stillen, abgeschiedenen Raum. Geister schienen ihre stillen Gebete zu flüstern, und das Licht der Laterne schien ängstlich aufzuflimmern und erschreckt wieder zusammenzusinken. —

Liane ging an den Kirchstühlen entlang bis an den Altar. Weshalb? Wie ein Mensch, der sich in einem Wohnraum niederlassen will, unwillkürlich die Mitte wählt oder einen Platz sucht, von dem er Ausschau halten kann. Aber war's, daß die furchtbaren Töne, die draußen an ihr Ohr geschlagen, sie vorübergehend betäubt hatten, oder daß die Gewalten draußen wirklich in verstärktem Maße anhuben, nun, da Liane sich an den Altarstufen niederließ, hörte sie es

wieder brausen und toben, ja die Kirche schien in ihren Grundfesten zu beben. Sie fühlte, wie ihre Glieder hin und her flogen; — sie mühte sich, Herr über sich selbst zu werden. Vergeblich! Ihr Herz pochte so gewaltig, daß —

Da fiel plötzlich ein Gegenstand hart und polternd auf die Kirchenstühle. — Waren die Geister des alten Baues aufgescheucht? Mörtel, Stuckatur mußte sich von der gothisch aufgebauten Decke gelöst haben. — Nun war's wieder still. In der herzzersprengenden Angst faltete das Mädchen die Hände und betete.

Die Gedanken flogen wie Herbstvögel durch ihr Gehirn. Sie betete mechanisch. Schon dreimal hatte sie das Vaterunser begonnen, und nun flüsterten ihre Lippen von Neuem: „Vater unser, der Du bist im Himmel." — Als sie an den Satz kam: „Sondern erlöse uns von dem Uebel" stockte sie. Ihr Gedächtniß verließ sie plötzlich. Sie begann abermals: „Mein lieber Bruder Ernst, mein lieber Bruder Ernst! Vater unser, der Du bist im Himmel." — War's Gedankenverwirrung, war's geistige Hilflosigkeit, die sich ihrer bemächtigt hatte — —

Ob das Dorf noch stand? Ob die Menschen auf den Dächern saßen? Ob Boote und Kähne

von den Sturzwellen hin- und hergeworfen wurden? Wie weit wohl die Fluth schon eingedrungen war in das Zimmer ihres Bruders, in's Wohngemach? Sie sah mit ihrem geistigen Auge Alles vor sich. Ein Kasten schwamm auf den plätschernden Wellen im Innern; er stand sonst, wie das Bild ihrer guten Eltern, auf des Bruders Schreibtisch. Die Bücher, die Schreibutensilien, die kleinen Gegenstände, waren vom Wasser getränkt. — Die Katze? Die Katze hockte auf dem Hausboden. — Ein lebendiges Geschöpf, wie sie zitterte mit dem Natur-Instinkt vor Gefahr und Tod. — Und dann wieder Ernst und die Bauern im Dorf, der schwarze Hahn vom Käthner Bleik Bleiken, — ihre eigene Komode, — die gute Stube, — das Haus, — und zuletzt sie allein in der Kirche. Ah! — Wenn selbst die Kirche nicht verschont blieb. Es schien so. — Wie furchtbar sauste und gierte der Sturm in diesem Augenblick gegen die Scheiben! —

Und — Ein Schrei, ein entsetzlicher Schrei! Er drang aus des Mädchens eigener Brust! Mit wehklagenden Tönen zersplitterte eine Scheibe des Kirchenfensters, und zugleich stieß der Sturm seinen furchtbaren Athem in den Gottesraum. Aber damit nicht genug. Nun schien mit einem

Mal aller Spuk, der sich seit einem Jahrhundert in den versteckten Ecken und Winkeln der Kirche angesammelt hatte, erwacht. Drüben polterte es, hier stöhnte es, unheimlich raschelnd fiel Kalk von der Wand; mit kurzem, heftigen Schlag, wie im trotzigen Aufprallen gegen eine fremde Gewalt, stürzte ein Gegenstand auf den Fußboden der Kirche und mit „hu u u hu" fuhr's draußen um die Mauern, als ob Hexen sich zusammengeschaart hätten und ihr satanisch boshaftes Unwesen trieben.

Liane bebte in Fieberschauern. Neben ihr stand, gleichsam ängstlich frierend, die Laterne mit dem schwermüthig kämpfenden Lichtchen zwischen den matten Scheiben, und das Brod und der Rest des Schinkens lagen, wie verschmähte Opfergaben, an den Stufen des Altars.

Was war das? Durch den heulenden Sturm quollen kurz, zudringlich, hilfebrüllend Kanonenschüsse. Ein Schiff im Orkan! Entsetzlich! Draußen kämpften noch Menschen und glaubten — an Rettung. Schiffbrüchige, verschlagen, verirrt in der Nacht, — nicht mehr des Weges kundig, — vielleicht neu belebt durch ein letztes kleines Lichtchen, das aus der überschwemmten Insel hervorblitzte. —

Und nun donnerte es abermals vernehmlich durch die Nacht. Noch zwei Schüsse, gleichbedeutend mit Nothschrei, Flehen, Verzweiflung, — Wahnsinn —

Und das arme Geschöpf auf den Altarstufen vergaß für Augenblicke die eigene Pein, welche die Brust durchwühlte. Ihre Gedanken waren mit jenen. Sie hätte helfen mögen! — Ja, konnte sie nicht Hilfe bringen?

Wenn sie die Thurmtreppe emporstieg und ihr Licht in das schmale Mauerfenster stellte?! War's dann nicht ein Leuchtthurm in der wilden Nacht?

Sie sah das Schiff sich nähern, die Boote wurden ausgesetzt, — sie öffnete die Kirchenthür, — die Menschen stürmten herein, — sie waren gerettet! —

Gerettet? Ja! Aber Nahrung? Konnten nicht Tage vergehen, bis Hilfe kam?

Hilfe? Woher überhaupt? Und sie selbst?

Ah! noch hatte sie Brot, noch hatte sie zu leben — —

Zuletzt sank sie erschöpft nieder, — lag wie eine Erschlagene. Sie vermochte sich nicht zu rühren. Sie wollte sich erheben, wollte ihren

Entschluß, gleichviel, ob nutzbringend oder thöricht, ausführen und vermochte doch kein Glied zu rühren. Und immer eisiger, immer wilder zischte der Wind durch die gespaltene Fensterscheibe und suchte sich einzuzwängen in das feste Gebäude, das bisher all' seinen Tücken widerstanden hatte. —

Und nun — dumpfe, wie im Sterben mit letzter Kraft sich noch einmal aufraffende, an menschliche Herzen appellirende Kanonenschläge. Und dann gleich nach diesen, wie auf Teufels Kommando, die Donnerschläge der Elemente.

Jetzt folgte das Unbeschreibliche!

Als ob ein aus Eisen gebauter Himmel mit einem Schlage eingebrochen wäre in eine Weltspiegelscheibe, als ob diese auseinandergesplittert sei in Millionen Theile, und als ob jeder Theil einen grausam-gräßlichen Sterbeton aus seiner Seele brülle — So klang's! Und dann klang's, als ob Riesenleiber mit einem Orkan in den Lungen sich untereinander packten, mordeten, und trotz grauenhafter Schmerzen doch nicht nachließen, vielmehr sich aneinander preßten und würgten, während zischendes, tobendes, kaltes Blut über ihre gigantischen Wangen triefte.

Und jetzt Regen, heulender, zischender Regen! Liane hörte es gegen die Scheiben prasseln. Es

sprühte herein, wie aus einer Esse, in die des Blasebalgs Hauch gefahren.

Sturm, Regen! — Nein, nicht Regen, Wasserberge von oben herab, als ob das Firmament geborsten sei und das tausendjährig angesammelte Naß aus Flüssen und Seen, den Damm zerstoßend, herunterrase und doch im Fallen auf des Sturmes Flügel genommen, gepeitscht, gezerrt, mißhandelt werde, und als ob darob eine noch entsetzlichere Gewalt in Wuth überschäume! Denn nun fuhren tausend Blitze in rasendem, wildem Zickzack in die Wolkenlawinen, erleuchteten ganze Himmel, schienen deren Wände knatternd einzuschlagen und unter frohlockend-satanischem Toben forteilend, immer neuen Gesellen der Vernichtung Platz zu machen.

War's ein Signal für den Weltuntergang? Wohl! Denn nun holte die See aus ihren Meilentiefen einen raubgierigen Athem, als ob sie den Meeresgrund mit hinaufziehen wollte bis an den brennenden Himmel, bäumte sich auf, riß die Riesenarme auseinander und spie Wassergischt gegen den Himmel, als ob der Schaum den Blitz auslöschen könne.

Und im Thurm der Kirche raschelte und heulte und polterte es. Liane vernahm's, sobald die kurzen, gräßlichen Ruhepausen es erlaubten, und

wenn sie es hörte, glaubte sie, daß ihr Herz zum letzten Male schlage. Ihre Finger bohrten sich in die Handtiefen, ihre Füße stemmten sich gegen die Stufen, als ob sie fortgerissen werden könne — — in ihrem Gehirn — ja, in ihrem Gehirn — begannen sich die ersten Ansätze von Wahnsinn zu regen —

Und wer riß an der Kirchthür in diesem Augenblick? War's der Sturm? War's der Blitz? War's die Woge? Ja, die Woge, die seit Stunden an dem Eingang geleckt, an dem Eingang wie ein Panther emporgesprungen, an den Eingang die Tatzen gepreßt — und nun Einlaß forderte, — forderte!! — — —

Jetzt war auch des Bleibens nicht mehr in diesem Raume. Die Liebe zum Leben, die Furcht vor dem Tode gab dem Mädchen noch einmal Kraft. Sie raffte sich empor, nahm Licht und Nahrungsmittel an sich und öffnete die Thür zum Glockenthurm.

Mit schlotternden Knieen wankte sie hinauf. Achtzig Stufen! Nun hielt sie inne. Hier war das Fenster. Sie stellte die Laterne auf die Erde und wandte den Blick hinaus. Aber ebenso schnell schrak sie zurück. Ein Blitz fuhr durch die Luft und beleuchtete die zum Firmament sich auf-

bäumende Wassermasse, als brenne der ganze Himmel in meilenlangen Feuergarben! — Und nun schien auch gleichzeitig das ganze Himmelsgewölbe einzubrechen, denn das waren keine Donner, das waren Töne, als seien Weltkörper — Planeten ineinander gefahren und als hallten die Echos ihre grandiosen Schmerzenslaute durch die Unendlichkeit.

Liane kam nicht wieder zum Bewußtsein. Ohnmächtig blieb sie liegen, und als sie aus diesem halbtodten Zustande einmal erwachte, waren es nur Sekunden. Die Natur hüllte ihre Sinne in einen Alles lähmenden Schlaf. Und in der fortschreitenden Nacht schlugen die weißen, gierigen Krallen der See bis an des Kirchthurms Spitze. Erst mit dem anbrechenden Morgen trat etwas Ruhe in die entfesselten Elemente. —

Als Liane gegen Mittag erwachte, ihre Gedanken zu sammeln suchte und hinausschaute, ragte allein der Kirchthurm aus den Wassern hervor.

Die Insel war — verschwunden. Und mit dieser Erkenntniß sank sie wieder zurück und griff nach dem Brote, das neben ihr lag.

Aber nicht Brot begehrte sie. Ein furchtbarer Durst marterte ihre Kehle. Dennoch aß sie; sie

zerrte sich Fetzen von dem Fleisch und vermochte den heißen Drang etwas zu kühlen.

Was thun? Ausharren! Warten! Der Tag wanderte vorwärts. Noch immer schwoll und zischte das Meer, noch immer drang es mit stürmischer Musik an Lianens Ohr, — aber als ein sanftes Geräusch erschien es gegen das, was sie in der Nacht gehört hatte.

Noch einmal nahm sie Nahrung zu sich, dann stützte sie sich gegen die Mauer, schloß die Augen und versuchte zu schlafen.

Vor ihr tauchten auf: ihr Bruder Ernst, die Katze, die Kirche, das Schiff. — Sie hörte Alles noch einmal! Wie die Kanonen donnerten. — Drunten fiel Mörtel von der Wand. — Ihre Kindheit, die Geschehnisse ihres Lebens, einzelne Menschen traten vor ihr geistiges Angesicht, — Alles wirr, — durcheinander — —

Dann schlief sie ein, und als der Morgen von Neuem anbrach und sie sah, daß die See sich besänftigt hatte, klomm sie empor, öffnete die Luke zum Eingang in den Glockenraum und hielt Umschau über die Gegend. Vor ihr das bleierne Meer! Die Wasserwüste! Kein Schiff. Nichts! Und doch hielt sie spähend aus, stundenlang, und einmal, als sich in der Ferne ein schwarzer

Körper zeigte, ergriff sie das Seil und ließ die Glocke anschlagen. Einmal! Nun noch einmal! Zuletzt ohne Aufhören! Das dröhnte unheimlich, schreckhaft über die todten Wasser! Und doch flehend, wehmüthig-klagend zugleich, drang's aus dem starren Erz! Als sei's um Leben und Sterben — —

War's nicht auch um Leben und Sterben? Die Glocke schien mitzuempfinden, aus ihrer tiefen Brust dumpfe Verzweiflungstöne herauszuholen. Aber allmählich senkte sich die Dämmerung auf die Erde und der letzte Ton verklang.

Fünf Tage vergingen so! Fünf Tage hielt sie aus! Fünf Tage zehrte Liane von der Nahrung. Nun war's der letzte Rest gewesen, und schon saugte sie an den harten Fleischrinden, die von dem Mahl zurückgeblieben waren.

Am sechsten Tag stieg die Sonne gleich einem sanft glühenden, tröstenden Gottesauge am Himmel empor. Ein Stück Land erschien zum ersten Male. Wie furchtsam steckte es den Körper hervor und verhüllte sich dann doch wieder ängstlich unter der suchenden, anschwellenden und zurückrauschenden See. —

Und auch heute klang über dem Wasser und durch des Himmels Sonnenschein die Glocke mit ihrem Nothschrei und rief barmherzige Ge-

schöpfe herbei für eine fiebernde, zitternde Gestalt, die droben hockte und mit irren Augen ausspähte nach Rettung. Sie hörte schon nichts mehr, ihre Hände arbeiteten nur noch mechanisch, sie empfand schon nichts mehr, denn Durst und Hunger, die in ihren Eingeweiden wühlten, machten sie halb bewußtlos.

Und abermals kam die Nacht, und immer tönte noch die Glocke, immer schauerlicher, aber auch allmählich immer leiser. Die Kräfte ließen nach, die Arme der Wahnsinnigen zitterten, die Augen waren geschlossen, der Kopf bebte. — Wenn auch jetzt Hilfe gekommen wäre! — Zu spät! — Der Geist war umnachtet. Nur mitunter stieg eine wie ein Blitz auftauchende Erinnerung in ihr empor und lief mit Schauern über den zuckenden Körper. Aber sie weinte dann nicht, sie seufzte nicht, — sie lachte! Sie lachte kreischend auf — — —

Und als der Mittag kam, erhob sich über dem Wasser ein schwarzer Körper, aus dessen Schlunde Rauch emporquoll; es kam näher und näher. Der schrille, zudringliche Ton der Pfeife ertönte. Es klang wie eine hastige Frage. Keine Antwort! Eben waren sanfte Laute verklungen. Der Schöpfer hatte zu dem armen Wesen ge-

ſprochen: „Gehe ein in das himmliſche Reich, wo in ſtrahlendem, ſilberreinem Lichte die Seligen ausruhen von der Pein des Daſeins. Komm! Komm! Die Erlöſung iſt da!“ —

Eine ſanfte Hand — die Natur — drückte ihr die Augen zu. Todt! — Keine Glocke tönte mehr! —

Noch einmal ſchrie die Dampfſchiffpfeife. — Nun rauſchte der ſtolze Körper vorüber. Ein ſchwarzer Rieſenſchwan, und über ſich die grauen Schleierflügel des rauchenden Schornſteins. Vorwärts! Vorwärts! — Denn die Inſel iſt verſchwunden! Kein menſchliches Weſen zu entdecken! — — —

Droben aber im Glockenhauſe lag, den Strick in der Hand — mit erloſchenen Augen, mit geiſterhaften Wangen — die Todte! —

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

YB 52969

208018

Heiberg